



TAGUNGSDOKUMENTATION

INTERRELIGIÖSE JUGEND(SOZIAL)ARBEIT

PERSPEKTIVEN FÜR BILDUNG UND SOZIAL-
ARBEIT – ANFRAGEN AN RELIGIONSGEMEIN-
SCHAFTEN UND POLITIK

FACHTAGUNG FÜR MULTIPLIKATOR/INNEN IN
DER SOZIALEN UND RELIGIÖSEN ARBEIT, FÜR
STUDIERENDE UND FÜR POLITISCH VERANT-
WORTLICHE

TAGUNG VOM 10. SEPTEMBER 2007



Tagungsdokumentation

Interreligiöse Jugend(sozial)arbeit

**Perspektiven für Bildung und Sozialarbeit – Anfragen an
Religionsgemeinschaften und Politik**

**Fachtagung für Multiplikatoren/-innen in der sozialen und
religiösen Arbeit, für Studierende und politisch Verantwort-
liche**

**10. September 2007
10:00 – 17:00 Uhr**

Veranstaltungsort: Katholische Fachhochschule NW, Abt. Köln

Impressum

Herausgeber:

Bundesarbeitsgemeinschaft
Katholische Jugendsozialarbeit (BAG KJS) e.V.
Carl-Mosterts-Platz 1
40477 Düsseldorf
Fon: (0211) 9 44 85 - 0
Fax: (0211) 48 65 09
E-Mail: bagkjs@jugendsozialarbeit.de
www.bagkjs.de

V.i.S.d.P.

Andreas Lorenz (Geschäftsführer)

Layout und Redaktion:

Hermann Laubach

Druck:

Schöttler Druck
40878 Ratingen

Diese Veröffentlichung wurde gefördert durch das Bundesministeriums für Arbeit und Soziales, aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds sowie durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.



**Katholische
Fachhochschule** ○○○○
Nordrhein-Westfalen
University of Applied Sciences



Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort

5

Veranstaltungsprogramm:

Begrüßung

Prof. Karl-Heinz Schmitt, Rektor der KFHNW;
Begrüßung von Sadi Arslan, Präsident der DITIB

9

Interreligiöse Jugendarbeit

ein Beitrag zur Identitätsentwicklung aus muslimischer Sicht

Dr. Tarek Badawia, Universität Mainz

14

Interreligiöse Jugendarbeit

ein Beitrag zur Identitätsentwicklung aus christlicher Sicht

Prof. Dr. Josef Freise, KFHNW

23

Diskussion

Moderation: Prof. Dr. Joachim Windolph, KFHNW

30

Integrationsperspektiven und Integrationshemmnisse bei muslimischen Jugendlichen in Deutschland

Prof. Dr. Ahmet Toprak, Fachhochschule Dortmund

35

Diskussion

Moderation: Prof. Dr. Joachim Windolph, KFHNW

41

Vorstellung der Informationsstände

Wege zur interreligiösen Jugend(sozial)arbeit. Erfahrungen. Perspektiven.
Prof. Dr. Joachim Windolph, KFHNW

43

- **Modelle der Gruppenleiterausbildung**
Seyda Can, Islamische Theologin bei DITIB
- **Hochschulpartnerschaft Köln – Bethlehem**
Dipl.-Sozialpädagogin Ina Borkenstein, KFHNW
- **Christlich-muslimische Jugendtreffen
im Jugendzentrum Klingelpütz**
Dipl.-Sozialpädagogin Jussra Schröer

- **Erfahrungen mit Jugendlichen in der
AG Islamisch-Christliche Begegnung Neuwied**
Dipl.-Pädagogin Brigida Ferber, Int. Christlicher Friedensdienst EIRENE
Cavit Yilmazer, Ausländerbeirat der Stadt Neuwied
- **Reisen mit muslimischen und christlichen Jugendlichen in die Türkei**
Jochen Gran, Pfarrer, Evangelische Kirche Waldbröl
- **Integrationshilfen für muslimische Jugendliche Köln**
Dipl. Sozialpädagogin Mustafa Bayram, Coach e.V.
Christian Gollmer, Student KFH NW
- **Integration in der Moschee**
Peter Rummel, Otto Benecke Stiftung e.V.
Rafet Öztürk, Dialogbeauftragter bei DITIB
- **Christlich-muslimisches Infocafé**
Dipl. Sozialpädagogin Cevriye Güler, DITIB
Werner Höbsch, Referat für Interreligiösen Dialog der Erzdiözese Köln

Podiumsdiskussion zu Perspektiven der interreligiösen Jugend(sozial)arbeit

50

- Jugendbischof Dr. Franz-Josef Bode, Bistum Osnabrück (Einleitendes Statement)
- Pater Franz-Ulrich Otto SDB, Vorsitzender der BAG Katholische Jugendsozialarbeit
- Bekir Alboga MA, Referatsleiter für interreligiöse und interkulturelle Zusammenarbeit bei DITIB
- Seyda Can, muslimische Theologin, DITIB
- Dipl.-Sozialpädagogin Vesna Varga, Jugendmigrationsdienst Bonn

Moderation

Werner Höbsch, Referat für Interreligiösen Dialog der Erzdiözese Köln

Nachtrag

Plurale Identitäten Erfahrungen im interreligiösen Dialog

Norbert Bauer, 2007

71

Vorwort

150 Teilnehmerinnen und Teilnehmer kamen am 10. September 2007 zu der hier dokumentierten Fachtagung über interreligiöse Jugend (sozial)arbeit.

Eingeladen hatten die Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen (KFH NW), in deren Kölner Abteilung die Tagung stattfand, die Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e.V. (DITIB) sowie die Bundesarbeitsgemeinschaft Katholische Jugendsozialarbeit (BAG KJS), die Landesarbeitsgemeinschaft Katholische Jugendsozialarbeit Nordrhein-Westfalen (LAG KJS NRW) und das Referat für Interreligiösen Dialog im Erzbistum Köln sowie das Referat für interkulturelle und interreligiöse Zusammenarbeit der DITIB. Diese Fachtagung war bereits die zweite gemeinsame Unternehmung; vorausgegangen war eine erste interreligiöse Fachtagung am 17. Juni 2006 im DITIB-Zentrum in der Venloer Straße in Köln.



Bekir Alboğa MA,
DITIB, Köln



Prof. Dr. Josef Freise,
KFH NW, Abt. Köln

Mit der Dokumentation der Fachtagung vom 10. September 2007 wollen die Veranstalter weitere Initiativen anregen, dass junge Muslime und Christen in Deutschland lernen, sich gegenseitig zuzuhören, kritisch und respektvoll mit fremden Auffassungen umzugehen und Wege zu gemeinsamem Handeln für eine friedliche und menschliche Welt zu entdecken. Nicht zuletzt sollen sie dabei unterstützt werden, selbst einen Platz in dieser Gesellschaft zu finden, an dem sie anerkannt werden und sich nicht diskriminiert fühlen.

Die beiden Grußworte stimmten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf die Zielrichtungen der Fachtagung ein: Prof. Karl-Heinz Schmitt, Rektor der KFH NW, betonte den Auftrag der interreligiösen Jugend(sozial)arbeit, Menschen in Beziehung zu sich und anderen zu bringen. Interreligiöse Arbeit führe Menschen zur Freiheit. Im Grußwort des DITIB-Präsidenten Sadi Arslan wurde auf die Aufgabe aller gesellschaftlichen – auch religiöser – Gruppen hingewiesen, Jugendliche auf eine gemeinsame gesellschaftliche Zukunft vorzubereiten, in der Chancengleichheit herrscht und Diskriminierung abgebaut wird.

Die Vorträge des Vormittags beschrieben aus muslimischer, christlicher und allgemein sozialpädagogischer Perspektive verschiedene Aspekte des Tagungsthemas:

Dr. Tarek Badawia von der Universität Mainz sprach zur Rolle der interreligiösen Jugend(sozial)arbeit als Beitrag zur Identitätsentwicklung aus muslimischer Sicht. Er hob hervor, dass religiöse Identität nur eine Dimension in der Identitätsentwicklung Jugendlicher sei. Leider würden Muslime momentan in der öffentlichen Meinung fast ausschließlich unter dieser Dimension betrachtet. Da die muslimische Lebensgestaltung in der Öffentlichkeit schnell unter Generalverdacht stehe bzw. als Gefahr für die Sicherheit wahrgenommen werde, erlebten sich viele jugendliche Muslime in ihrer Lebensgestaltung grundsätzlich im Widerspruch zur übrigen Gesellschaft. Badawia betonte, dass Identität sich stets in einem Wandlungsprozess befinde und nicht als statisch zu verstehen sei. Das habe als Konsequenz, Abschied von einem historisierten Selbstverständnis mit ausschließlich tradierten Wert- und Rollenverständnissen zu nehmen. Badawia forderte die Religionsgemeinschaften auf, insbesondere auch tabuisierte Themen aufzugreifen und dazu Stellung zu nehmen und sich mit den Jugendlichen auseinanderzusetzen. Die Diskussion dieser Themen könne man keinesfalls irgendwelchen Internetforen überlassen. Er hob hervor, dass für die meisten muslimischen Jugendlichen vor allem Fragen der Freizeitgestaltung, Schul- und Berufsausbildung viel eher von praktischem Interesse seien als Fragen des religiösen Alltags. Er formulierte ein Ja zur interreligiösen Arbeit, aber vorrangig sei insbesondere bei Jugendlichen eine soziale Perspektive und interreligiöse Jugendarbeit dürfe diese nicht in den Hintergrund drängen.

Im Vortrag zur interreligiösen Jugend(sozial)arbeit aus christlicher Sicht (von Prof. Dr. Josef Freise, KFH NW) wurde darauf verwiesen, dass Jugendliche im Rahmen ihrer Identitätsentwicklung die Aufgabe haben, religiöse oder humanistische Sinnhorizonte für ihr Leben zu entfalten: ein geistiges Fundament mit Wertorientierungen.

Zunehmend blieben Jugendliche in Deutschland ohne solche geistigen Orientierungen einem Denken des Konsums verhaftet und es seien bei einem Teil der Jugendlichen fundamentalistische Strömungen zu erkennen - sowohl bei muslimischen wie auch bei nicht-muslimischen Jugendlichen. Säkularer Fundamentalismus bei nichtreligiösen Jugendlichen äußere sich in Form von Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus. Jeder Form des Fundamentalismus müsse entschieden entgegen gewirkt werden.

Als alarmierend nannte Freise Ergebnisse aus einer kürzlich erstellten Diplomarbeit an der KFH NW, in der sich eine Vielzahl muslimischer Jugendlicher, die in Jugendzentren befragt wurden, als nicht willkommen in Deutschland erlebt, eine fundamentalistische Auslegung des Korans vertrat und den Wunsch äußerte, später nicht in Deutschland zu leben. Auch wenn diese Befragung keinen repräsentativen Charakter habe, müsse man diese Einzelaussagen ernst nehmen.

Notwendig für eine interreligiöse Jugend(sozial)arbeit sei es, sowohl christlichen als auch muslimischen Jugendlichen Wissen über deren je eigene religiöse Grundlagen zu vermitteln. Freise schlug für die Jugendarbeit interreligiöse Gesprächsrunden und Workshops vor, die Alltagsthemen aus der Glaubensperspektive thematisieren wie Schulprobleme und Arbeitslosigkeit, Militär- und Zivildienst oder interreligiöse Freundschaften und Ehen.

Prof. Dr. Ahmet Toprak von der Fachhochschule Dortmund berichtete von seinen Erfahrungen als Trainer in Anti-Agressionstrainings für gewaltbereite Jugendliche. Er erläuterte gewaltfördernde Indikatoren, wie geringe Schulbildung und Berufsausbildung, schlechte soziale und ökonomische Rahmenbedingungen, Diskriminierungserfahrungen, eingeschränkte verbale Fähigkeiten und Gewalterfahrungen im eigenen sozialen Umfeld. Er wies ausdrücklich darauf hin, dass diese jedoch nicht spezifisch für muslimische Jugendliche, sondern auch bei nicht-muslimischen Jugendlichen zu erkennen seien. Bei muslimischen Jugendlichen spielten zudem Männlichkeitskonzepte wie Solidarität und Loyalität gegenüber den Freunden und eine bedingungslose Verteidigung weiblicher Familienmitglieder oft eine wichtige Rolle bei gewalttätigem Verhalten. Toprak schilderte anhand anschaulicher Beispiele, in welcher Weise er sich in seinem konfrontativen Ansatz in den Anti-Aggressionstrainings mit den Jugendlichen und deren Verständnis von Begriffen und Werten wie bspw. „Ehre“ auseinandersetzte.

In diesem Heft wird auch dokumentiert, welche Initiativen und Einrichtungen sich auf der Fachtagung mit Ständen, Videofilmen und anderen Formen präsentierten. Durchweg alles ist nachahmenswert und „vervielfältigungsfähig“. Zur Übernahme empfohlen wird beispielsweise das Modell der regelmäßigen Begegnungstreffen christlicher und muslimischer Jugendlicher im Kölner Jugendzentrum Klingelpütz, das Norbert Bauer in einem gesonderten Beitrag beschreibt.

Der katholische Jugendbischof Dr. Franz-Josef Bode (Bistum Osnabrück) führte in die von Werner Höbsch (Interreligiöses Referat im Erzbistum Köln) moderierte Podiumsdiskussion am Nachmittag mit der Fragestellung ein, wie die junge Generation den Wandel in einer pluralen und multireligiösen Gesellschaft mitprägen kann. Jugendliche orientieren sich in ihrem Leben an Vorbildern. Dazu müssen wir die Jugendlichen an unserem Leben teilnehmen lassen, und nur so kann auch ein Miteinander der Religionen gelingen. Bischof Bode berichtete von einem Projekt an einer katholischen Hauptschule in seinem Bistum in Papenburg, wo ein islamischer Religionspädagoge islamischen Religionsunterricht gibt, um den muslimischen Schülern, die ansonsten das Schulfach „Werte und Normen“ zu besuchen hätten, bewusst einen Zugang zur Reflexion ihres Gottesglaubens zu ermöglichen.

Seyda Can, muslimische Theologin der DITIB, merkte an, dass für ihre religiöse Jugend(sozial)arbeit noch nicht die notwendigen finanziellen und rechtlichen Voraussetzungen zu Verfügung stünden, da DITIB beispielsweise kein anerkannter Träger der Jugendhilfe sei. Demgegenüber plädierten Teilnehmer aus dem Podium und dem Plenum für eine interkulturelle Öffnung aller Einrichtungen der Jugendhilfe und für mehr gemeinsame Angebote, in

denen sich muslimische und nicht-muslimische Jugendliche begegnen könnten. Es wurde auch auf die Gefahr hingewiesen, dass sich die Jugendarbeit einzelner muslimischer Organisationen zu sehr separieren könne und somit die Integrationsbemühungen weniger fördere. Bekir Alboğa (DITIB, Referatsleiter für interkulturelle und interreligiöse Zusammenarbeit) stimmte zu, dass es für eine interkulturelle Öffnung vielfältige Wege gebe. Allerdings dürfe man den Muslimen die Anfrage nach Partizipationsmöglichkeiten in der deutschen Gesellschaft nicht automatisch als Islamisierungsbemühung unterstellen. Es müssten dafür alle Anstrengungen unternommen werden, damit die muslimischen Jugendlichen sich gleich behandelt fühlen und ihre Diskriminierungserfahrungen sich möglichst schnell minimalisieren. Denn das Gefühl, man sei ausgegrenzt, beeinträchtigt die Partizipationsbereitschaft.

Pater Franz-Ulrich Otto (BAG Kath. Jugendsozialarbeit) rief dazu auf, an den Gemeinsamkeiten der Religionen zu arbeiten und die gemeinsamen Themen, die für Jugendliche relevant sind, in der Arbeit aufzugreifen.

Vesna Varga, Mitarbeiterin des Jugendmigrationsdienstes Bonn, berichtete aus ihrer Praxis, in der muslimische Jugendliche vor allem mit existenziellen Problemen, wie Fragen der beruflichen Zukunft, Wohnsituation, finanzielle Sicherheiten etc., konfrontiert seien. In den letzten Jahren habe sie eine Wandlung im Verhalten bei einigen muslimischen Jugendlichen erkennen können, wie verstärktes Tragen des Kopftuchs, engere Auslegung des Korans etc.

Die Dokumentation kann nicht alle Facetten der Beiträge während der Podiumsdiskussion und während der Diskussionen im Anschluss an die Fachvorträge wiedergeben. Wir möchten aber abschließend ein kurzes persönliches Fazit ziehen:

Zwischen den katholischen und muslimischen Partnern dieser zwei durchgeführten interreligiösen Fachtagungen ist im Laufe der intensiven Zusammenarbeit ein Vertrauensverhältnis gewachsen. Unter uns ist es möglich, auch divergierende Auffassungen in einer Haltung der gegenseitigen Wertschätzung auszudrücken. Wir können über Fundamentalismus auf beiden Seiten offen miteinander sprechen und sehen es als gemeinsame Aufgabe an, uns gegen jede Form des muslimischen, christlichen, andersreligiösen oder säkularen Fundamentalismus zur Wehr zu setzen.

Wir wissen um unsere gemeinsame Aufgabe dazu beizutragen, dass Menschen – und insbesondere junge Menschen – mit ihrem Glauben zu einem gelingenden Leben finden und dass sie im Frieden und Respekt mit Menschen anderer religiöser und nichtreligiöser Auffassungen leben können.

Wir möchten Jugendliche dabei unterstützen, ihren Platz in der Gesellschaft zu finden und ihnen das Vertrauen geben, dass Gott sie auch in Krisen begleitet.

Bekir Alboğa MA, DITIB, Köln und Prof. Dr. Josef Freise, KFH NW, Abt. Köln

Begrüßung

Prof. Karl-Heinz Schmitt, Rektor der KFH NW:

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Gäste, liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich darf Sie als Rektor der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen ganz herzlich zur Tagung *Interreligiöse Jugend(sozial)arbeit* hier in unserer Abteilung Köln ganz herzlich begrüßen. Wenn ich das als Rektor der KFH NW tue, dann deshalb, um deutlich zu machen, dass der interreligiöse Dialog nicht nur ein Anliegen des Kölner Fachbereichs Sozialwesen, sondern ein Anliegen unserer KFH NW insgesamt ist. Eigentlich müsste Prof. Dr. Josef Freise, unser Kollege, der



diese Tagung angestoßen hat und der das Thema in unserer Hochschule seit vielen Jahren vorantreibt, diese Begrüßungsrede halten. Wir erachteten es aber für angemessen, dass es eine offizielle Begrüßung durch den Rektor gibt, um deutlich zu machen, dass wir als gesamte Hochschule in dieser Thematik aktiv sind und auch weiter aktiv bleiben wollen.

Ich begrüße als ersten Herrn Alboga von der türkisch-islamischen Union DITIB, der Mitveranstalter unserer gemeinsamen Veranstaltung ist und gleich noch selber ein Grußwort zu uns sprechen wird.

Ich begrüße ganz herzlich Herrn Dr. Franz-Josef Bode, den Bischof von Osnabrück, der aber nicht als solcher heute hier ist - wenngleich ich ihn auch deshalb schätze, weil er seine zukünftigen Gemeindeferentinnen und Gemeindeferenten an unserer Hochschule in der Abteilung Paderborn ausbilden lässt. Heute begrüße ich ihn vor allen Dingen als Jugendbischof der deutschen Bischofskonferenz und somit als unmittelbar am Thema interessierten Vertreter der Katholischen Kirche Deutschlands.

Ich begrüße Herrn Groten, den stellvertretenden Vorsitzenden des Verwaltungsrates der KFH NW, der diese Thematik immer wieder einbringt, so auch zuletzt bei unserem Begegnungstreffen mit allen hauptamtlichen Dozierenden der KFH NW.

Ich begrüße den „Hausherrn“ hier der Abteilung Köln, Herrn Prof. Dr. Wildfeuer, den Dekan des Fachbereichs Sozialwesen und auch den Kollegen Prof. Dr. Joachim Windolph, der diese Tagung mitgestaltet, moderiert und begleitet sowie die übrigen Kolleginnen und Kollegen, die Studierenden der Abteilung und die Absolventen unserer Hochschule.

Ich begrüße gleichzeitig den Kanzler unserer Hochschule Herrn Voß und den Verwaltungsdirektor Bernward Robrecht. Und auch hier merken Sie, der interreligiöse Dialog ist nicht nur ein Thema, das im akademischen Bereich abgehandelt werden soll, sondern unsere ganze Hochschule betrifft einschließlich der Verwaltung, die mit dafür Sorge getragen hat, dass wir heute überhaupt in dieser Art und Weise hier tagen können.

Handwerker haben zum Teil bis in die Nacht hinein gearbeitet, damit wir das Haus in seiner Umbauphase nutzen können. Für diese gemeinsame Anstrengung herzlichen Dank!

Als Vertreter der Mitveranstalter und Organisationen begrüße ich Herrn Werner Höbsch aus dem Referat für Interreligiösen Dialog im Erzbistum Köln.

Ich begrüße Herrn Pater Franz-Ulrich Otto, den Vorsitzenden der Bundesarbeitsgemeinschaft Katholischer Jugendsozialarbeit und Frau Dr. Elvira Spötter von der Landesarbeitsgemeinschaft Katholischer Jugendsozialarbeit.

Als Referenten seien begrüßt – auch wenn sie nachher noch ausführlicher vorgestellt werden - Herr Dr. Badawia und Herr Prof. Dr. Toprak.

Ich begrüße unsere evangelischen Partner von der Bundesarbeitsgemeinschaft Evangelische Jugendsozialarbeit, die Vertreter aus den Einrichtungen der Stadt Köln, vom interkulturellen Dienst, aus den Kölner Ämtern für Kinder, Jugend und Familie sowie vom Ausländerbeirat der Stadt Köln.

Genauso begrüße ich auch die muslimischen Initiativen und Organisationen, wie das Begegnungs- und Fortbildungszentrum muslimischer Frauen und den Verband der islamischen Kulturzentren.

Ich begrüße die Vertreter und Vertreterinnen der katholischen Jugendverbände, vor allem hier des BDKJ, Diözesanverband in Köln, die Vertreter der Orden und der Pastoral.

Sie sehen selber an der Fülle und der Besetzung - tatsächlich ist unser neuer Audimax bis zum letzten Platz besetzt – dass die Veranstaltung auf ihr reges Interesse gestoßen ist. Es sind anwesend die Migrationsdienste, die Berufskollegs, die kirchlichen Bildungseinrichtungen, IN VIA Katholische Mädchensozialarbeit, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Caritasverbände, der freien Einrichtungen der Jugendhilfe, wie z.B. dem Coach e.V. und der Otto-Benecke-Stiftung, das ökumenische Entwicklungs- und Friedensdienstes EIRENE. Ich begrüße aber auch vor allen Dingen all diejenigen, die ich jetzt vergessen habe, eigens zu nennen. Ich hoffe, Sie werden es mir verzeihen. Alle sind gleich herzlich willkommen hier.

Doch warum ist der interreligiöse Dialog ein Anliegen einer Hochschule, deren Schwerpunkt im Bereich des sozialen Dienstes und des Sozialwesens liegt. Religiöse Arbeit und soziale Arbeit passen doch wohl nicht so selbstverständlich zusammen oder? Jedenfalls muss von einer gewissen Spannung ausgegangen werden, wenn schon im Titel dieser Tagung „Interreligiöse Jugend(sozial)arbeit“ das „sozial“ in Klammern gesetzt werden musste. Sind es wirklich zwei Bereiche, die getrennt voneinander verhandelt werden müssen oder gehören sie nicht doch enger zusammen als in der gängigen Praxis aber auch in der Lehre. Finden sie wenigstens zusammen in dem gemeinsamen Ziel, der Identitätsbildung des Menschen dienlich zu sein? - wie es der Untertitel dieser Tagung andeutet oder gibt es nicht doch einen engeren Zusammenhang zwischen religiöser und damit auch interreligiöser und sozialer Arbeit?

Wir bemühen uns hier in Lehre, Studium und Forschung, um eine intensive Auseinandersetzung mit diesen Fragestellungen. Wir tun dies auch in den Fragen der Sozialen Arbeit - im Namen Gottes. Aber nicht irgendeines Gottes, sondern im Namen des Gottes, der sich uns in der jüdisch-christlichen bzw. in der abrahamitischen Tradition selbst kenntlich gemacht hat.

Sie kennen vielleicht die Szene im Buch Exodus des Alten Testamentes:

Moses empfängt den Auftrag, sein Volk in Freiheit zu führen. Er aber fragt denjenigen, der ihm diesen Auftrag gibt, wer bist Du denn? Was soll ich denen sagen, die ich in Freiheit führen soll, wer mir den Auftrag dazu gab? Und die Antwort im Alten Testament (Exodus 3,4): „Ich bin Jahwe und das ist mein Name für immer!“

Eine seltsame Antwort, denn dieser Name ist kein Namenswort. Dieser Name, schwer zu übersetzen: „Ich bin, der ich dabei sein werde – ich bin, der dazwischen seiende - ich bin, der ich da bin“. Dieser Name ist kein Namenswort und kein Hauptwort, sondern ein Tätigkeitswort. „Ich bin, der ich dabei bin“. Vielleicht lässt sich dieses Tätigkeitswort ins Lateinische übersetzt noch besser verstehen. Es hieße dann: „Ich bin das Interesse“. Manchmal helfen Übertragungen in eine andere Sprache, den Sinn noch besser zu begreifen. „Gott ist das Interesse“. Da stellt sich natürlich sofort die Frage, welches Interesse hat denn dieser Gott? Wir erfahren sein Interesse in seinem Tun, in seinem Handeln.

Er gibt Moses den Auftrag, die Israeliten in Freiheit zu führen. Freiheit des Menschen ist ein Interesse Gottes. Er verheißt Abraham, Land, Nachkommenschaft und das alles unter seinem Segen. Dies bedeutet Heimat, Zukunft. Leben und Lebensfülle ist das Interesse Gottes. Die Interessen unseres Gottes, der sich hier offenbart, sind nicht primär ein neuer Kult, keine

neue Spiritualität, keine neue Frömmigkeitsform, sondern Leben und Lebensmöglichkeiten der Menschen. Er will, dass Menschen zu einem lebenswerten Leben verholfen wird. Er will Menschen helfen, dass sie in lebensförderlichen Beziehungen leben zu sich selbst, miteinander und in ihrer Lebenswelt.

Meint dies nicht auch das neuzeitliche Wort „Identität“? Mit sich, mit anderen, im sozialen Miteinander und mit seiner Lebenswelt in lebensförderlichen Beziehungen leben, in Frieden leben? Ist dann religiöse Arbeit in diesem Sinne und Soziale Arbeit nicht näher beieinander als dies gemeinhin gesehen wird? Beide sollen dem Leben des Menschen dienen. Eine so verstandene soziale wie auch interreligiöse Arbeit ist beziehungsförderlich, sie hilft Menschen zu sich selbst, zueinander und ihre Lebenswelt zu finden. In diesem Sinne lässt sich vielleicht sogar zugespitzt sagen, Soziale Arbeit ist Realisierung und Verwirklichung des Interesses Gottes. Gottes Dienst am Menschen.

Ich hoffe, dass wir in dieser Perspektive heute noch differenziert und vielleicht auch konkrete Wege entdecken, um miteinander besprechen zu können, wie sich dies unter unseren gegenwärtigen Bedingungen realisieren lässt. Dann dürfen wir durchaus auch damit leben, dass wir dies alles nur nach Menschenmaß tun können. Wir sind nicht Gott. Aber wir können auch darauf vertrauen, dass alles was wir beginnen, in Grenzen verwirklichen, von ihm entgrenzt und vollendet wird.

Ich wünsche uns eine einträgliche Tagung.

Grußwort des Präsidenten der DITIB Sadi Arslan, verlesen durch Bekir Alboga MA, Referatsleiter für interreligiöse und interkulturelle Zusammenarbeit bei DITIB:

Sehr geehrter Herr Rektor Professor Schmitt, sehr geehrter Herr Bischof Dr. Bode, sehr geehrter Herr Dr. Badawia, Dr. Toprak, sehr geehrter Herr Dr. Freise, meine sehr verehrten Damen und Herren, alle die namentlich und nicht namentlich herzlich begrüßt worden sind, seien auch von mir innig und herzlich begrüßt.

Normalerweise müsste dieses Grußwort heute Morgen hier an dieser Stelle von dem Präsidenten der DITIB, Herrn Sadi Arslan gehalten werden, aber durch eine unerwartete Krankheit wurde er daran gehindert, so dass ich heute Morgen die Aufgabe bekam, Sie in seinem Namen zu dieser für uns sehr wichtigen Tagung zu begrüßen und das Grußwort des DITIB-Präsidenten Herrn Sadi Arslan zu verlesen.



DITIB, die türkisch-islamische Union der Anstalt für Religionen leistet wertvolle und gute Arbeit, so wie ich meine und beobachte, nicht nur für unsere Gemeindemitglieder, sondern für unser gemeinsames Heute und vor allem aber für unser gemeinsames Morgen, meine Damen und Herren. Für unser gemeinsames Morgen in Deutschland, in einer multikulturellen und mehrreligiösen Gesellschaft. Somit kommt die Jugend hier zu Wort, die heutige Tagung ist für all jene wichtig und notwendig, die sich mit der interreligiösen Jugendarbeit nicht nur theoretisch befassen, sondern sich auch alltäglich mit ihr auseinandersetzen.

Ich möchte Ihnen in diesem Zusammenhang eine Aussage des vierten Kalifen der Muslime vom 7./8. Jahrhundert Ali ibn Abi Talib zitieren. Dieses Zitat deswegen, weil es verdeutlicht, dass sich die Würdenträger und Verantwortlichen der Religionen sehr wohl schon vor Jahrhunderten Gedanken über die Jugend gemacht haben.

Zitat: „Wir wollen unsere Kinder und Jugend nicht für die Zeit erziehen, in der wir leben, sondern für die Zeit erziehen, in der sie selber leben werden.“ Damit keine Ratlosigkeit entsteht, das war jetzt meine Hinzufügung. Das Zitat endete „in der sie selber Leben.“ Es ist eine Tatsache, dass die Jugend viel Energie, viel Mut, zeitweise sogar Übermut, Verstand und vor allem Eifer und Begeisterung als persönliches Ressourcenpotenzial aufbringt.

Jeder Zeitabschnitt, meine Damen und Herren, hatte seine ganz eigene charakteristische und persönliche Herausforderung. Unser Zeitalter hat seine Herausforderungen, mit denen wir uns auch heute auseinandersetzen werden. Es ist eine große Freude für uns, dass diese Wissenschaftler sich mit diesem Thema so konkret auseinandersetzen. Sie werden das gleich merken, wenn die Vorträge zu hören sind. Vor jeder Jugend liegt jedoch die eigene und die persönliche Herausforderung des Erwachsenwerdens. Sie muss sich die eigene Identität aufbauen und aneignen. Für die Identitätsbildung sind die Religion, die Kultur, die Bildung und die Erziehung sehr wichtig. Mit dieser erworbenen Identität werden die Jugendlichen die eigene Zukunft gestalten können, ja sogar manchmal gestalten müssen.

Die Jugend möchte eine solide Bildung und Ausbildung, einen Beruf ergreifen und sich das Leben aufbauen. Kommt die Politik dieser Herausforderung nach? Hier beginnt unsere Aufgabe, nicht nur als Eltern, als Vater und Mutter, als Freund oder Verbündeter, eine gleichgroße Aufgabe kommt den Religionsgemeinschaften, Herr Bischof, den Organisationen, Verbänden und Institutionen zu.

Meine Damen und Herren, heute werden Impulse aus den Religionen des Christentums und des Islams und aus der Wissenschaft über die Jugend, über die Aufgabenstellung der Institute und Organisationen bei diesem interkulturellen und interreligiösen Prozess gegeben. Unsere Aufgabe sollte es sein, umsetzbare Methoden und handfeste Instrumente zu entwickeln, damit Sie meine Damen und Herren, Multiplikatoren, Studierende sowie sozial und politisch Verantwortliche unter uns, diese mitnehmen und in ihrer praktischen Arbeit anwenden können.

Die türkisch-islamische Union DITIB sieht sich der Herausforderung gegenüber gestellt, Jugendliche mit Migrationsgeschichte zu betreuen. Sie haben die Worte von unserem Bundesinnenminister und anderen Ministern in den letzten Tagen gehört. Ich habe heute wieder in der Süddeutschen Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen Aufforderungen gelesen, zu denen ich Stellung nehmen werde heute Nachmittag bei dem Podium.

Wir werden besonders herausgefordert, es ist sehr wichtig, dass wir dabei nicht allein gelassen werden. Wie ich das konkret meine, darauf komme ich heute Nachmittag zu sprechen. Wir müssen den Jugendlichen behilflich sein, mit ihrer religiösen Identität in einer multireligiösen Gesellschaft zurechtzukommen, was nicht immer einfach und stets mit einer Herausforderung verbunden ist. Das erfahren wir alle täglich. Dabei sollte die Möglichkeit des kulturellen und religiösen Miteinanders von allen Seiten als eine große Chance verstanden und wahrgenommen werden.

So können sich die Jugendlichen dieses Ressourcensystems bedienen und sich ein Handlungskonzept erarbeiten. Wir werden und sollten unseren Jugendlichen und den Sozialarbeit anbietenden Multiplikatorinnen und Multiplikatoren bei ihrer Arbeit zur Seite stehen. Wenn es denn die Botschaft der heutigen Tagung an die Öffentlichkeit wäre, hätten wir glaube ich einen Erfolg erzielt. Dabei wollen wir gemeinsam die Gefahren und die Risiken erkennen und minimieren und unbedingt darauf achten, dass jegliche Instrumentalisierung falsch und hindernd ist. Genauso wichtig ist es aber die Tatsache zu betonen, dass eine Chancengleichheit in Deutschland auf jeder Ebene erforderlich ist, sei es bei der Arbeitssuche, bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz, bei der Suche nach einer Wohnung. Durch Gewährung der Chancengleichheit sollten Diskriminierungen abgeschafft werden. Diskriminierungen führen zu Enttäuschung. Enttäuschung führt zu ungewünschten Reaktionen.

Zum Schluss möchte ich meinen herzlichen Dank an jene richten, die diese Tagung und diese Zusammenarbeit vorbereitet haben und auch an jene, die sich den Herausforderungen unserer Zeit stellen. Wir bemühen uns heute hier Rat zu geben in einer Zeit der Ratlosigkeit. Ich bin davon sehr überzeugt, dass Sie viele Anregungen für die Praxis, viele Impulse aus der Jugendarbeit der unterschiedlichen Religionsgemeinschaften für Ihre alltägliche Arbeit mitnehmen werden. Wenigstens wünsche ich Ihnen dieses. Ich möchte mich bei Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit bedanken und wünsche Gottes Segen und gutes Gelingen für unsere Tagung.

Interreligiöse Jugendarbeit ein Beitrag zur Identitätsentwicklung aus muslimischer Sicht

Dr. Tarek Badawia, Universität Mainz



Zu Beginn des Beitrages möchte ich der Klarheit halber zunächst einen Hinweis auf den methodischen Ansatz bzw. theoretischen Ansatz geben, von dem ich bei der Rede über Jugendarbeit ausgehe. Ich verorte die Jugendarbeit sowie auch die Interreligiosität als persönliches Erfahrungsfeld in einem bildungstheoretischen und bildungspolitischen Kontext. In diesem Zusammenhang werden Begriffen der Subjektbildung, Individualität, bildenden Erfahrungen, Veränderung im Prozess der Erkenntnisgewinnung und Erkenntnisverarbeitung, der beziehungs- und erfahrungsorientierten Arbeit sowie der Freiheit entsprechend Rechnung getragen (vgl. Badawia u.a. 2005; Hormel/Scherr 2005; Scherr 1997, 2005).

Ein weiterer Hinweis betrifft das Grundverständnis von Jugendarbeit. Dies ist ein (sozial)pädagogisches Arbeitsfeld, das für Jugendliche einen Extraraum bzw. einen Drittraum der Selbsterfahrungen jenseits von Familie und Schule anbieten soll. „Jugendarbeit lässt sich [...] als der soziale Ort der Auseinandersetzung der Generationen über soziale und kulturelle Bedeutung der Jugendphase und des Jugendalters für den sozialen Wandel in der modernen Gesellschaft bezeichnen“ (von Wensierski 2002: 35). Unter beiden Gesichtspunkten (Bildung und Auseinandersetzung der Generationen) erhöhen sich die Ansprüche an die Jugendarbeit und folglich auch der Erwartungsdruck auf Jugendliche.

Einerseits sind muslimische Jugendliche genauso wie ihre gleichaltrigen Zeitgenossen auf der Suche nach Erfahrungsräumen, in denen sie sich – etwas abgeschirmt von der elterlichen Kontrolle – mit der Komplexität ihrer Lebenswelt auseinandersetzen können. Die Entwicklung einer religiösen Identität bzw. der religiösen Dimension ihrer Identität reiht sich als Teilaspekt in eine lange Liste der Interessen und Sorgen ein. Hierzu gehören selbstverständlich die altersgemäßen Orientierungsfragen im Bezug auf Bildung und Beruf sowie Orientierungsfragen im Bezug auf globalisierte Lebensverhältnisse, internationale politische Auseinandersetzungen und nicht zuletzt auch Fragen hinsichtlich der Aufarbeitung der eigenen Migrationsgeschichte bzw. der von der Familie. In diesem Sinne stellt sich auch die Interreligiosität als neues Erfahrungsfeld bzw. als eine neue Herausforderung dar, die vor allem politisch unter den aktuellen Diskussionsbedingungen über die Integration und Religion (Islam) nicht gleich überstrapaziert werden sollte, was aber leider faktisch tagtäglich geschieht.

Diese beiden Hinweise sollen den Rahmen abstecken, in den die folgenden Thesen zur interreligiösen Jugendarbeit als Beitrag zur Identitätsentwicklung aus einer muslimischen Sicht eingebettet werden sollen.

1. Die institutionelle Rahmung

Die Thematik „muslimische Jugend in Europa“ ist der großen Gefahr ausgesetzt, politisch instrumentalisiert und in einen falschen Kontext gestellt zu werden. Zwischen Interessen der Politik (Sicherheits-, Bildungs- und Arbeitsmarktpolitik), Interessen der klassischen Gastarbeitervereine (Migranteninstitutionen) und den Interessen von muslimischen Jugendlichen im Alltag bestehen große Differenzen. Ein einfaches *Reden* über das Grundverständnis und die verschiedenen Erwartungen an die muslimische Jugendgeneration wäre eine erste wichtige Aufgabe für alle Interessenvertreter. Es geht primär darum, ideelles, strukturelles und institutionelles Know-How für den Aufbau einer gesellschaftlich anerkannten Struktur einer muslimischen Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Eine strukturell instabile Jugendarbeit kann de facto keinen sinnvollen interreligiösen Beitrag zur Identitätsentwicklung leisten.

Kommentar:

Bei der ersten These gehe ich von den *Akteuren* aus. Man spricht heutzutage mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit von „muslimischen Jugendlichen“, obwohl wir es immer noch mit einer Zielgruppe zu tun haben, die empirisch unter dem Fokus einer islamischen Religiosität nicht ausreichend erforscht ist. Ferner ist es leider so, dass sozusagen der öffentliche Auftritt dieser Jugendgeneration Bühne der politischen Interessen bzw. ihre Entdeckung durch Politik und Medien kein besonders positiver war. Früher, bis in die 90-er Jahre wurde diese Generation quasi als eine „verlorene Generation“ bezeichnet. Bei fehlenden Perspektiven und mangelnden Erkenntnissen über Orientierungsmuster dieser Generation hat man jahrelang versucht, nur Folgeerscheinungen wie Kriminalität und Bildungsmisserfolg aus der Lebenswelt dieser Generation unter Kontrolle zu halten. Dann brachten die Krawalle in Frankreich, die Bombenattentate in London und die Ermordung des niederländischen Regisseurs Theo van Gogh sowie mehrere Meldungen über die Rekrutierung von Terroristen unter den jüngeren Muslimen in Europa für den internationalen Terror diese Generation ins Zentrum der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit. Im Grunde genommen strahlen solche medienwirksamen Themen bis heute auf das gesamte Arbeitsfeld der Jugendarbeit mit Migrantenjugendlichen aus.

Es ist daher eine Frage der Perspektive, ob diese Generation als Gefahr unserer Sicherheit oder als Potenzial für Entwicklung und Bereicherung unserer Gesellschaft betrachtet wird. Letztendlich ist es nicht unbegründet zu sagen, dass das Selbstbild dieser Generation mehr von der Fremdbestimmung als von der eigenen Selbstpräsentationsleistung abhängt. Denn die Interessen an dieser jüngeren Generation sind sehr unterschiedlich und vielschichtig. Dementsprechend ist die auch Gefahr so groß, dass diese Generation durch die eine oder andere Partei politisch instrumentalisiert wird.

Wenn man die politischen Statements der letzten Monate im Hinblick auf die Lebenssituation dieser Generation zur Kenntnis nimmt, stellt man ohne große Mühe fest, dass das Hauptinteresse der (Sicherheits)Politik darauf gerichtet ist, dass keinerlei Gefahr für die allgemeingewöhnliche Situation von dieser Generation ausgeht. Die Sicherheitsfrage steht also im Mittelpunkt. Die Fragen der Bildung und der beruflichen Integration sind weiterhin zwei zentrale Themen in der auf Migration bezogenen Bildungspolitik. Die Interessen dieser Generation von Jugendlichen werden dabei sehr stark auf formale Bildungskriterien und effiziente Maßnahmen der beruflichen Qualifikation reduziert.

Die Interessen der Migrantenorganisationen und -verbände an der eigenen Existenzsicherung durch die Integration von Mitgliedern aus den jüngeren Generationen sind nicht übersehbar. Es gilt in diesem Zusammenhang nahezu als Faustregel, dass eine etablierte klassische Gastarbeiterorganisation, die heutzutage keine Jugendarbeit im Sinne einer Nachwuchsförderung betreibt, in ihrer gesellschaftlichen Präsenz sowie ihrer sozialen Legitimation sozusagen nicht überlebensfähig ist. Die Jugend soll die gewünschten Brücken zur Mehrheitsgesellschaft bauen. Ansonsten greift der demographische Faktor dermaßen schonungslos, so dass solche Vereine zu Stätten von „älteren Herren“ werden. Denn die Gründungsmitglieder aus der klassischen Gastarbeitergeneration haben eine gewisse Altersstufe erreicht, so dass die Kommunikation mit den Jüngeren abubrechen droht (noch mehr Aspekte in diesem Zusammenhang in der Studie von Sigrid Nökel 2001). Es ist keine Seltenheit, dass man wunderschön ausgebaute Vereinshäuser betritt, in denen Jugendliche überhaupt nicht präsent sind. D.h. auch die Interessenverbände haben ein großes Interesse an eigenem Nachwuchs, und das ist legitim. Man kann durchaus kritisch anmerken, dass ein solches Interesse von den Interessenverbänden mit recht negativen Folgen vor allem in der sprachlichen Orientierung dieser Vereine erst spät entdeckt wurde.

Demgegenüber haben die Jugendlichen sicherlich auch ihre eigenen Interessen, die auf die Etablierung einer sozial anerkannten Lebenswelt und einer islamischen Identität ausgerichtet sind. Diese versuchen sie mühsam jenseits dieser Konfliktlinien und -grenzen zwischen Mehrheit und Minderheit oder „Deutsch“ und „Ausländer“ zu realisieren. Es sind Interessen an der Vereinbarung von islamischen und modernen Lebensstilen, wie Demiryürek Murat (2007) aus einer Jugendlperspektive beschreibt. Aber auch sind das Interessen am islamisch

motivierten sozialen Engagement, wodurch sie ihr eigenes Image sowie das Image ihres Glaubens in der Gesellschaft verbessern wollen, wie dies Julia Gerlach (2006) in ihrer ethnographischen Studie über muslimische Jugendliche eindrucksvoll beschreibt. Im Konflikt der Interessen sinkt oft das Interesse der Jugendlichen am sozialen Engagement.

Darüber hinaus gibt es nach meiner Einschätzung eine wichtige strukturelle Schwierigkeit in dem Zusammenhang, und zwar mangelt es nicht an Ideen sondern an finanziellen Mitteln. Die Jugendlichen sind – so wie ich sie aus der Praxis kenne – kreativ. Sie leben, erleben und gestalten den Alltag multikulturell, ich würde sagen per se auch interreligiös. Das ist sehr individuell und von der Familiengeschichte abhängig. Eine große Schwierigkeit, die alle haben, ist die Finanzierung. Es gibt tolle Ideen, wunderbare Projekte, aber wenn es an der Finanzierung scheitert, dann ist die Frustration dementsprechend groß. Ein Nebeneffekt, der sich aus diesem Zusammenhang ergibt, betrifft die Benachteiligung von finanziell schwachen Jugendlichen, die an für Jugendliche attraktiven Aktivitäten aus finanziellen Gründen nicht teilnehmen können. Attraktive Jugendarbeit bekommt folglich einen Elitencharakter. Finanziell schwache Jugendliche können sich einiges nicht leisten. Die Erfahrung der Benachteiligung wiederholt sich in diesem Zusammenhang immer wieder.

Gerade in der finanziellen Abhängigkeit birgt auch eine weitere Gefahr der politischen Instrumentalisierung durch den Geldgeber. Ebenso ist die Sicherheitsfrage immer wieder präsent. Denn die Tatsache wird für den einzelnen Jugendlichen mehr oder weniger zu einer Schicksalsfrage, welchem Moschee-Verein die eigene Migrantenfamilie angehört. Es wird zur Schicksalsfrage, ob ein Jugendlicher sozusagen zu einer verfassungsschutzbegnadeten oder verfassungsschutzverfluchten Organisation gehört. Die Themen Terror, Generalverdacht Islamismus sind in der Jugendwelt auf befremdliche Art und Weise präsent. Ich habe selbst erlebt, dass Jugendliche sagen, wenn jemand sich in einer Kirchengemeinde intensiv engagiert und sozial aktiv ist, dann wird er für ein Bundesverdienstkreuz vorgeschlagen, aber wenn ein muslimischer Jugendlicher sich irgendwo engagiert, dann ist er ein Islamist. Das ist offensichtlich ein unlösbares Problem. Eine solche Doppelmoral stellt in den Augen der Jugend eine strukturelle Schwierigkeit dar, die der einzelne Jugendliche nicht überwinden kann.

2. Brückenfunktion der interreligiösen Jugendarbeit

Die heutige Jugend erlebt und gestaltet aktiv die Pluralität und Transnationalität unserer Gesellschaft. In ihrem Alltag (er)leben Jugendliche im Allgemeinen eine Art religiöser Abstinenz. Die Religion wird im Alltag in ihrer anthropologischen Funktion der Ordnung einer (Lebens)Welt kaum erlebt. Muslimisch praktizierende Jugendliche leben deshalb in einem ständigen *Modus des Widerstandes*, weil der Islam als Lebensweise kaum Anerkennung findet. Eine interreligiöse Jugendarbeit steht vor der großen Herausforderung, den Islam in Deutschland in einer sozial und gesellschaftlich tragfähigen Form zu beheimaten. Sie hat damit enorme Bildungsdefizite zu kompensieren.

Kommentar:

Ich verlasse diese Ebene und gehe ein auf mein Verständnis von Religion und was Religion in diesem Zusammenhang leisten kann. Es ist vorhin angesprochen worden, dass Religion vor allem im Sinne der Sinnstiftung thematisiert wird. Ich würde hier gerne eine andere anthropologische Kategorie einbauen, d.h. *Religion im Sinne einer Ordnung der Welt*. Martin Langefeld, ein holländischer Anthropologe, hat auf diese ordnende Funktion vor allem bei Kindern und Jugendlichen hingewiesen. Religion gibt Ordnung. Man wird in eine bestimmte gesellschaftliche soziale Weltordnung hineingeboren. Dies zu reflektieren ist eine wichtige Bildungsaufgabe in der interreligiösen Jugendarbeit.

Es geht um die Aufgabe des Fremdverstehens, d.h. dass jeder Einzelne in eine interreligiöse Interaktion eine bestimmte Weltordnung mitbringt, und dass diese Differenz der Weltordnungen einem erst bewusst werden muss. Achtung, Respekt und Anerkennung müssen folgen.

Dieses „einfache“ Gewährwerden der Differenz zwischen den Ordnungen ist eine wichtige Leistung, die Jugendliche im Umgang mit der Unübersichtlichkeit in der heutigen Zeit erbringen müssen. Sie ist eine große Belastung für Jugendliche. Es ist nämlich ein Stück eigener Identitätsarbeit, in Zeiten der weltweiten Migration und Globalisierung vom Anderssein des Anderen auszugehen und nicht primär von der kulturellen Homogenität. Eine solche Identitätsarbeit geschieht nicht mehr in dem Sinne, dass wir etwas Fertiges vorfinden und übernehmen. Das ist nicht mehr möglich. Die Konstruktion, die Auseinandersetzung mit dieser Weltordnung, mit dieser Reizüberflutung in unserem Alltag ist Hauptgeschäft der Jugendlichen.

Eine interreligiöse Jugendarbeit kann man von dem ganzen gesellschaftlichen Kontext nicht trennen, in dem sie stattfindet. Und da erleben muslimische Jugendliche tagtäglich ihre muslimische Lebensweise abgelehnt wird. Es ist gesellschaftlich offensichtlich nicht anerkannt, muslimisch zu denken, muslimisch zu leben. D.h. viele Jugendliche, die freiwillig islamisch leben wollen, werden diskriminiert. Solche negativen Fremdheitserfahrungen dominieren im Grunde genommen diesen ganzen Bereich. Jugendliche leben – so meine These – in einem ständigen *Modus des Widerstandes*. Sie müssen zunächst für ihre soziale Anerkennung kämpfen. Sie müssen immer wieder legitimieren, dass sie überhaupt hier zu Hause sind. Und erst dann haben sie wahrscheinlich die Chance, inhaltlich zu arbeiten bzw. als Kooperationspartner anerkannt zu werden. Diese Hürden werden je nach Interessen von Politik, Migrantenverbänden und Gesellschaft unterschiedlich hoch gesetzt. Dementsprechend ist es nicht so selbstverständlich, dass muslimische Jugendliche *selbstbestimmend* ihre Aktivitäten gestalten können. Diese Unabhängigkeit muss noch strukturell und konzeptuell entwickelt werden.

Ich möchte die Funktion der Religion im Sinne der Gestaltung hervorheben und nicht nur im Sinne von Widerstand. Das hat insofern Konsequenzen für das soziale Handeln der Jugendlichen, als sie sich als Kämpfer oder Gestalter in der Gesellschaft verstehen und dem entsprechend handeln. Die Gestaltung einer gemeinsamen interreligiösen Lebenswelt kommt momentan zu kurz. Bildungs- und Kulturaktivitäten, in denen eine Art Identitätsarbeit an sich selbst und an Beziehungen zu Menschen anderer Glaubensüberzeugungen stattfindet, müssen gefördert werden. Bisher finden überwiegend Aktivitäten mit dem Ziel „institutionelle public relation“ statt. Interreligiöse Bildung in der Jugendarbeit sollte sich in der heutigen Zeit das Thema der sozialen Beziehungen intensiv vornehmen.

Alle Religionen bieten in dieser Hinsicht genügend Rahmen für solche Erfahrungen der Geborgenheit an. Jugendliche brauchen außerhalb ihrer Familien stabile und verlässliche soziale Beziehungen zu Personen aus verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen. Über solche interreligiöse, soziale Beziehungen kann bei allen unterschiedlichen Meinungen, Perspektiven und religiösen Überzeugungen trotzdem Vertrauen entstehen. Mit intakten Beziehungen zu Personen (Repräsentanten der Mehrheitsgesellschaft) und dem Aufbau von Vertrauen können Migrantenjugendliche einen sicheren Stand spüren bzw. entwickeln. Diese einfache Vorstellung von Religion möchte ich in den Vordergrund stellen. Die starke Politisierung des Islam, die wir heute erleben, ist eine Reduktion der islamischen Religion auf einen (nicht unbedingt zentralen) Aspekt. Eine interreligiöse Jugendarbeit kann Jugendlichen entsprechend in das breite Spektrum der Themen und gesellschaftlichen Interessen einführen und eine gewisse Engführung des Religiösen auf Äußerlichkeiten verhindern. Die Ritualisierung des Alltages oder die starke Ritualisierung des Handelns muss als private Angelegenheit behandelt und vermittelt werden.

Ich denke, die zentrale Aufgabe der interreligiösen Jugendarbeit wäre im Allgemeinen die Beheimatung des islamischen Glaubens in Deutschland. Die Jugendlichen haben ihr Zuhause hier in Deutschland. Ihr Alltag bzw. ihre Einbettung in die verschiedenen Lebensbereiche der Gesellschaft wirft ganz andere Fragen auf, auf die aus islamischer Perspektive eine angemessene Antwort entwickelt werden sollte. Durch die Rückbindung von Fragen aus dem Alltag der Jugendlichen an den Islam als Referenz mit ort- und zeitangemessenen Antworten vollzieht sich der Beheimatungsprozess schrittweise. Es ist und bleibt ein diskursiver Prozess, den man innerhalb der Lebenswelt von Jugendlichen anstoßen kann. Muslimische Jugendliche entwickeln gerade eine solche islamisch-europäische Lebensweise, die sowohl für

die muslimische Community als auch für die deutsche Mehrheitsgesellschaft etwas Neues darstellt und vielleicht auch noch etwas Befremdliches, Ungeheuerliches.

Zur Aufgabe der Beheimatung des Islam gehört innerhalb einer interreligiösen Jugendarbeit nicht nur die Auseinandersetzung mit der sozialen Wirklichkeit sondern ebenso wichtig die Übersetzungsarbeit im interreligiösen sowie im innerislamischen Bereich. D.h. wenn ich von Bildung spreche, dann stellt sich die Frage nach dem Wissen. Das ist eine der großen Herausforderungen innerhalb der islamischen Jugendarbeit und eine ganz schwierige Frage, mit der eine Jugendarbeit oder eine interreligiöse Jugendarbeit zu tun hat, nämlich woher das Wissen nehmen? Viele Jugendliche wollen einfach wissen, was der Islam zu bestimmten Themen sagt. Und da stoßen sie auf Riesentraditionen von unterschiedlichen, teilweise auch widersprüchlichen Aussagen. Dieser Prozess von Transfer von Wissen, Aneignung von Wissen und Übersetzen von islamischem Wissen, was geeignet ist für den hiesigen kulturellen Raum, in dem wir leben, für den interkulturellen Raum, für den europäischen Raum, ist eine ganz entscheidende Aufgabe. Es dürfte auch klar sein, dass diese Aufgabe eine gewisse Gefahr des Missbrauches bzw. der politischen Instrumentalisierung birgt.

„Die Religion ist ein Gottesdienst am Menschen“¹. Das ist, denke ich, ein Grundsatz, mit dem viele Muslime sehr gut anfangen können, und das ist eine gute gemeinsame Basis. Ich würde in dem Zusammenhang sagen, dass die Gefahr im Grunde genommen die ist, durch die interreligiöse Arbeit die Dimension des Religiösen zu übertreiben. Die religiöse Dimension ist eine der vielen Dimensionen von Identität. Muslime bzw. muslimische Jugendliche werden weniger in ihrer beruflichen Identität als Ingenieur oder als Dozent wahrgenommen, sondern nur als Moslem oder als Muslima. Und das ist eine große Gefahr, die wir auch so erleben, dass Muslime auf eine Dimension reduziert und somit diskriminiert werden. Der Reichtum der verschiedenen Identitäten würde dadurch verloren gehen. Denn „die Religion ist nicht und kann nicht die allumfassende Identität eines Menschen sein“ (Sen 2007: 94). Deshalb werden politische, soziale und integrative Initiativen vor allem von muslimischen Migrant*innen (z.B. die Initiative grüne Muslime oder „Die Unmündigen“) oft mit großer Skepsis beegnet, weil diese Vielfalt der Identitätsfacetten kaum wahrgenommen wird.

3. Mehr Soziales statt interreligiöser Dialog

Die Vielfalt der Völker, Stämme und Sprachen ist ein Grundsatz des Islam. Sowohl die Weltgemeinschaft als auch der enge Lebensraum in unserer Einwanderungsgesellschaft ist faktisch von einem Nebeneinander der Religionen bestimmt. Interreligiöse Jugendarbeit könnte eine Vorbildfunktion in der Hinsicht erfüllen, soziale und gesellschaftlich relevante Projekte aus verschiedenen interreligiösen Perspektiven *gemeinsam durchzuführen*, d.h. über einen der Verständigung dienenden Dialog hinaus Aktionen anzugehen, die zum sozialen Frieden beitragen.

Kommentar:

Diese These bezieht sich auf die Realität der religiösen Vielfalt in unserer Gesellschaft, die alle mit gewisser Selbstverständlichkeit erleben. Diese Selbstverständlichkeit gilt bewusster zu machen und bei religiös orientierten bzw. interessierten Jugendlichen theologisch zu fundieren. Die Diskussionszusammenhänge müssen auf die Realität hier in Deutschland bezogen werden. Eine entsprechende Bildungs- und Kulturarbeit muss pädagogisch betreut werden. Das Gegenmodell, das oft in der Praxis mit muslimischen Jugendlichen anzutreffen ist, orientiert sich überwiegend an internationalen politischen Themen. Entsprechend sind auch die Inhalte bestimmt. Der arabisch-israelische Konflikt, der Terrorkrieg, Afghanistankrieg, Libanonkrieg etc. sind brisante Themen. Ebenso sind die juristischen Konfliktthemen in Europa und in der BRD wie die Kopftuchdebatte oder Konflikte beim Moscheebau emotional sehr stark aufgeladene Reizthemen, welche die Denkmechanismen und Diskursatmosphäre sehr stark dominieren. Die Gefahr dabei liegt meiner Meinung nach darin, dass die ge-

¹ Zitat aus der Begrüßungsrede von Prof. Schmitt, Rektor der KFH NW, auf der Tagung. Vergleichbar wäre dies mit einem islamischen Verständnis von Religion als allumfassender Gottesdienst.

schichtlich einmalige Chance vor allem im europäischen Raum nicht dafür genutzt wird, eine religiös geprägte Kultur des Friedens mit einem mehr oder weniger vorbildlichen Charakter zu etablieren. In diesem Zusammenhang verfügt die muslimische Jugend über unglaublich produktive Potentiale, die aber leider durch die dominanten Aberkennungsprozesse nicht mobilisiert werden. Entsprechend ist auch eine weitere Gefahr gegeben, nämlich dass diese Potentiale für radikales und extremistisches Gedankengut anfällig werden können.

Ich möchte angesichts der bisher grob skizzierten Schwierigkeiten bzw. ungünstigen Rahmenbedingungen für mehr Realismus und Sachlichkeit plädieren. Ich sage unmissverständlich Ja zum interreligiösen Dialog, wenn die Rahmenbedingungen dafür günstig sind, bzw. wenn dieser von fachlich kompetenten Personen betreut und begleitet wird. Es ist ansonsten sehr problematisch, wenn ein solcher interreligiöser Dialog primär nicht von Jugendlichen für Jugendliche stattfindet, sondern überwiegend von institutionellen Interessen von Organisationen und Verbänden bestimmt ist. Denn da werden andere Agendas bedient, und das ist nicht primär das Interesse von Migrantenjugendlichen, oder konkreter gesagt, von muslimischen Jugendlichen. Von daher Ja zum interreligiösen Dialog, aber mehr zu sozialen Projekten, mehr zur Entwicklung von gemeinsamen Lösungswegen und -strategien für soziale Probleme, die alle betreffen. Ob das jetzt aus einer islamischen Perspektive, aus einer christlichen oder aus einer interreligiösen Perspektive geschieht, sollte angesichts der großen Herausforderungen sekundär behandelt werden. Die Frage wäre z.B. konkret: Welchen Beitrag können muslimische Jugendliche z.B. zur Lösung von Kriminalität, zur Lösung von Drogenproblemen leisten?

Eine solche an Interessen und Kompetenzen der Jugendlichen orientierte Vorgehensweise mit entsprechender institutioneller Unterstützung wäre meines Erachtens ein wichtiger Beitrag zur Versachlichung der Islamdebatte und somit auch zur Einbindung von muslimischen Jugendlichen in „intakte“, „gesunde“ Strukturen der Jugendarbeit. Die Entwicklung von gemeinsamen Interessen unter Berücksichtigung der Grundprinzipien von Gleichheit und Anerkennung wäre also ein konstruktiver gemeinsamer Arbeitsschritt. Ich darf in diesem Zusammenhang kurz darauf hinweisen, dass es auf jeden Fall ein wichtiges positives Zeichen gewesen wäre, wenn die Jugend bei der von der Bundesregierung berufenen Islamkonferenz vertreten wäre. Denn alle Parteien und Interessenvertreter waren beteiligt, alle Vertreter von muslimischen Organisationen, Dachverbänden, Wissenschaftlern etc., aber muslimische Jugendliche, oder überhaupt Migrantenjugendliche waren nicht präsent. Dies ist auffällig, aber auch symptomatisch für die mangelhafte Wahrnehmung dieser Zielgruppe. Das spiegelt die ganze Denkstruktur wieder. Es wird *für* sie gesprochen, aber *mit* ihnen spricht man (noch) nicht.

4. Identitätsarbeit statt Identität

Die Verknüpfung von Identität und einer Fiktion der Vollkommenheit ist insbesondere im Zusammenhang mit der Religion assoziativ so stark, dass man sich ihr kaum entziehen kann. Interreligiöse Jugendarbeit kann einen enormen Beitrag zur eigenen Identitätsarbeit leisten. „Sich im Wandel zu begreifen“ impliziert eine intensive (religiöse) Bildungsarbeit. Interreligiöse Jugendarbeit soll Sozialräume schaffen, in denen eine solche Identitätsarbeit und somit letztendlich die Reform der Religionen stattfinden kann.

Kommentar:

Ich gehe bei der vierten These auf das Verständnis von Identität und Identitätsarbeit ein. Diese Diskussion kann schnell theoretisch werden. Deshalb konzentriere ich mich auf einen einzigen Aspekt, nämlich auf dem der Wandelbarkeit bzw. Transformation von Identität. Eine herkömmliche Vorstellung von Identität als tradierbares Gebilde von sozialem Wissen und Rollen ist heutzutage angesichts der Komplexität unserer sozialen Wirklichkeit nicht vertretbar. Heiner Keupp (1999) stellt dagegen das Prinzip der Identitätsarbeit als zeitangemessene Antwort auf die spannungsreiche soziale Wirklichkeit der Spätmoderne dar. „Gelingene Identität ermöglicht dem Subjekt das ihm eigene Maß an Kohärenz, Authentizität, Anerkennung und Handlungsfähigkeit. Weil diese Modi in der Regel aber in einem dynamischen Zu-

sammenhang stehen, weil beispielsweise Authentizität und Anerkennung in Widerstreit geraten können, ist gelungene Identität in den allerseltensten Fällen ein Zustand der Spannungsfreiheit“ (Keupp 1999: 274). Die religiöse Dimension der Identität fällt im Grunde genommen selbstverständlich unter dieses Prinzip der Identitätsarbeit und kann sich heutzutage nur im Wandel verstehen. Ausgehend davon kann es keine religiöse Identität geben, die man in einem theoretischen Lernprozess als Aneignung von Wissen und bestimmten Ritualen übernimmt und reproduziert. Es wäre viel zu einfach, wenn sich muslimische Jugendliche in ihrem ständigen Konflikt mit Aberkennungsprozessen über islamische, äußere Merkmale oder traditionelles islamisches Wissen ohne produktiven Realitätsbezug definierten. Identität bedeutet Identität im Wandel bzw. Identitätstransformation im Sinne der ständigen Selbstaktualisierung vor Ort, d.h. jeder begreife sich als Person im Wandel. Gerade im Umgang mit religiösen Erkenntnissen und Erfahrungen ist eine angemessene Historisierung von Denkprozessen ein sehr wichtiger Bestandteil der eigenen Identität. Dazu kann der offene Charakter bzw. die auf Freiwilligkeit basierende Natur der Jugendarbeit einen enormen Beitrag leisten. Dagegen denken viele muslimische Jugendliche immer noch sehr stark nostalgisch und schwelgen oft in nie selbst erlebten historischen Erinnerungen. Man sucht immer noch in der Geschichte des Islam, sozusagen in der Blütezeit der islamischen Zivilisation eine gewisse Verstärkung für das eigene Selbstbild. Das ist zwar wichtig aber nicht alles.

Die Herausforderungen sind heutzutage enorm. Z.B. das Thema internationaler Terror ist genauso eine Bedrohung für das muslimische Selbstverständnis wie für die Wahrnehmung der Muslime durch andere. Die Gefahr der Bestätigung einer Fremdwahrnehmung ist zurzeit zu groß. Wie bei der zweiten These erwähnt, befinden sich muslimische Jugendliche in einem dauerhaften Zustand des Widerstands. Eine resignierte Identifikation mit dieser negativen Zuschreibung im Sinne einer self-fulfilling prophecy, also die sich selbst bestätigende Prophezeiung, ist naheliegend. Es gibt eine negative Eigenschaft, die einem dauerhaft zugeschrieben wird, und man handelt irgendwann aus Verzweiflung im Sinne dieser Eigenschaft. Das geschieht oft, und viele bestätigen immer wieder die ganzen Vorurteile, weil sie oft keinen Sinn mehr an dem Abbau bzw. an der Bekämpfung solcher Stereotype erkennen. Dies ist ein komplexer Prozess, aber man versucht Jugendliche dazu zu bewegen, mehr Selbstkompetenz als Muslime zu entwickeln. Das ist nicht selbstverständlich, weil viele muslimische Jugendliche erst diese Anerkennung für ihre Person und ihren Status hart erkämpfen müssen.

Die Rede von Identität als dauerhafter Identitätsarbeit bedeutet nach meiner Auffassung eine ständige Auseinandersetzung auf folgenden vier Ebenen:

Auf der **Inhaltsebene** ist die Themensetzung eine offene Frage. Aus eigenen Erfahrungen mit verschiedenen Facetten der Religiosität zu berichten und sich darüber mit anderen auszutauschen, ist ein zentraler Schwerpunkt. Gewalt in der Familie, Tradition, Sexualität, Rassismus, Bildungsorientierung, Ehe sind u.a. Themengebiete, über die muslimische Jugendliche primär sachlich, d.h. aus einer islam-wissenschaftlich fundierten Perspektive reden wollen. Die Vermischung zwischen Kultur, Tradition und Religion ist ein wichtiges und komplexes Thema mit viel Aufklärungspotential. Anders als in der Öffentlichkeit können „heikle“ Themen wie Dihad und politische Einstellung in einem geschützten Rahmen der Jugendarbeit offensiver angegangen werden. Insbesondere für Mädchen ist interreligiöse Jugendarbeit ein anerkannter, sozialer Raum, in dem viele sogenannte Reizthemen in einem außerfamiliären Rahmen besprochen werden können, für die Jugendliche oft in Moscheen und Familien keinen Ansprechpartner/in finden.

Auf der **Ebene der Gegebenheiten** sollen Bezüge zur gegenwärtigen, aktuellen Lebenswelt hergestellt werden. Manche Jugendliche verlieren – wie eben gesagt – beim Reden über islamische Themen den Bezug zur Realität. Die Besonderheiten der Lebenssituation in Deutschland und in einem europäischen Kulturraum müssen bei der kulturellen Übersetzungsarbeit von islamischen Inhalten aus den verschiedenen Herkunftsländern der Jugendlichen berücksichtigt werden. Mit anderen Worten: Die Jugend möchte eine reale Chance haben, eine alters- und situationsangemessene islamische Jugendkultur zu entwickeln. Da sich bisher kaum jemand für diesen Bildungsauftrag zuständig fühlte, kann man an vielen Orten beobachten, wie der Realitätsbezug vieler muslimischer Jugendlicher zur hiesigen sozialen Wirklichkeit gestört wird. Grundsätzlich geht es um die Kommunikation über die deutsche

Gesellschaft, die Interessen von Einheimischen, die politischen und sozialen Strukturen in diesem Land. Im Grunde genommen gilt es, Vorurteilsbildungsprozesse seitens der Jugendlichen präventiv zu verhindern, d.h. die Entstehung und Verfestigung von Vorurteilen gegenüber der Mehrheitsgesellschaft zu bekämpfen. Eine besonders große Gefahr liegt in diesem Zusammenhang darin, dass die muslimische Jugend in Europa in einer sehr aggressiven und offensiven Art und Weise von fanatischen und terroristischen Organisationen und Netzwerken umworben wird. Der Komplexität der Lebenswirklichkeit wird mit der Vermittlung von einem angeblich klaren, einfach strukturierten Weltbild begegnet, in dem jedes Element seinen Sinn hat. Solche radikalen Identitätsideen und -bilder sind ahistorisch, vorgefertigt, schwarz-weiß, indiskutabel und zur einfachen Übernahme durch orientierungssuchende und sozial diskriminierte Jugendliche bereitgestellt. Dementsprechend entstehen gefährliche Handlungsentwürfe, über die wir uns in den Medien wundern.

Auf der **Prozessebene** gilt es, Jugendlichen die Idee von der Wandelbarkeit von Identitätsbildern zu vermitteln, dass sie sich wirklich in diesen Wandel befinden und sie darin unterstützt werden.

Auf der **Ebene von Konstruktionen** können Zukunftsperspektiven entwickelt werden. Es dürfte als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, wie wichtig solche Entwicklungsperspektiven für die Jugend sind. Insbesondere interreligiöse Jugendsozialarbeit wäre das geeignete Forum dafür, bestimmte Grenzen zu überwinden und Visionen des Zusammenlebens zu entwickeln.

Fazit:

In den bisherigen Ausführungen kamen zum Einen die Hoffnung auf eine kreative und innovative Entwicklung einer ausbalancierten islamischen Identität in Europa bzw. in Deutschland und zum Anderen die Skepsis zum Ausdruck, die sich in einer Reihe von Bedingungen wie fehlendes Know-How der Jugendarbeit, institutionelle Abhängigkeit, Finanzierung und die fehlende soziale Anerkennung birgt. Ein Abwägen dieser beiden Aspekte von Hoffnung und Skepsis ist kein einfaches Unterfangen. Es sieht zurzeit metaphorisch gesprochen wie eine offene Baustelle mit kaum kompatiblen Bauelementen oder vielleicht etwas positiver formuliert, wie eine Zukunftswerkstatt mit enormem Reformpotential und offener Zukunft aus.

Ich gehe heute von der Realität und einer aktuellen Erwartungshaltung an eine etablierte Kultur der Jugendarbeit aus und möchte doch eher sagen, dass die muslimische Jugendarbeit sich momentan in einem **Reifeprozess** befindet und daher für eine interreligiöse Öffnung doch institutionell *noch nicht reif genug* ist. Sie braucht noch ein gewisses Moratorium, um sich selber ein Profil zu bilden und strukturell aufgebaut zu werden. Letztendlich wird die Praxiserfahrung *ausschließlich* darüber entscheiden können, wie und in welche Richtung sich dieser Prozess entwickeln wird. Wir können heute in Beziehungen investieren, und hoffen, dass die „Identitätsfalle“ nicht zuschnappt, d.h. im Sinne von Sen (2007), dass die Fülle von Identitätsmerkmalen, über die unsere Jugend heute verfügen kann, nicht auf ein einziges reduziert wird.

Literatur:

- Badawia, Tarek/ Hamburger, Franz / Hummrich, Merle (Hg.) (2005): Migration und Bildung : über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderungsgesellschaft. Wiesbaden.
- Demiryürek, Murat (2007): Jung & Muslim. Muslimische Jugend in Deutschland. Green Palace, Berlin.
- Gerlach, Julia (2006): Zwischen Pop und Dschihad. Muslimische Jugendliche in Deutschland. Berlin
- Heppner, Siegfried (1997): Interkulturelles Lernen in der Jugendarbeit. Gelnhausen.
- Hormel, Ulrike ; Scherr, Albert (2005) Bildung für die Einwanderungsgesellschaft : Perspektiven der Auseinandersetzung mit struktureller, institutioneller und interaktioneller Diskriminierung. Bonn.

- Keupp, Heiner et al. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbeck bei Hamburg.
- Langeveld, Martin (1959): Das Kind und der Glaube. Braunschweig.
- Leibold, Jürgen/Kühnel, Steffen/Heitmeyer, Wilhelm (2006): Abschottung von Muslimen durch generalisierte Islamkritik? In: Aus Politik und Zeitgeschichte : Beil. zur Wochenzeitung Das Parlament. 56 (2006), 1/2 vom 02.01.2006, S. 3 - 10
- Markefka, Manfred/Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.) (1989): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 2: Jugendforschung. Neuwied/Frankfurt am Main.
- Nökel, Sigrid (2001): Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam. Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken. Eine Fallstudie. Bielefeld.
- Scherr, Albert (1997): Subjektorientierte Jugendarbeit. Eine Einführung in die Grundlagen emanzipatorischer Jugendpädagogik. Weinheim/München.
- von Wensierski, Hans-Jürgen (2002): Jugendarbeit. In: Chassé, Karl August/ von Wensierski, Hans-Jürgen (Hrsg.): Praxisfelder der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim/München, S. 34-49.



Interreligiöse Jugendarbeit ein Beitrag zur Identitätsentwicklung aus christlicher Sicht

Prof. Dr. Josef Freise, KFH NW

Der Musiker Herbert Grönemeyer geht mit neuen Liedern auf Tournee und das erste Lied seiner neuen CD lautet: „Ein Stück vom Himmel“: „...ein Stück vom Himmel, der Platz von Gott, Du bist überdacht von einer grandiosen Welt, Religionen sind zu schonen, sie sind für die Moral gemacht...“

Religion im Allgemeinen und der interreligiöse Dialog im besonderem sind en vogue, ein „Megathema“ in der Öffentlichkeit. Jugendliche wenden sich verstärkt der Religion zu. Auch wenn sich unsere Gesellschaft weiter säkularisiert und die kirchlichen Institutionen an öffentlichem Einfluss verlieren, so gilt doch zugleich, dass sich Religion wieder im öffentlichen Fokus befindet: 21 Prozent der 16- bis 29-Jährigen interessieren sich im Jahr 2006 „sehr oder ziemlich“ für religiöse Fragen, während es 1994 erst 14 Prozent waren (Shell Deutschland Holding 2006, 203). Die Hälfte der Jugendlichen in Deutschland bezeichnet sich als religiös und bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind es sogar 61 Prozent (ebd. 224). Der folgende Beitrag ist in zwei Teile gegliedert: Im ersten Teil geht es um die Rolle der Religion bei der Identitätsentwicklung Jugendlicher und im zweiten Teil werden Aspekte zur interreligiösen Jugend(sozial)arbeit aus christlicher Sicht vorgetragen.

1. Die Rolle der Religion bei der Identitätsentwicklung Jugendlicher

Die Entwicklung der Identität vollzieht sich beim Individuum als innerer Prozess in der Auseinandersetzung mit äußeren Faktoren, gesellschaftlich vorgegebenen Rollen und Normen (zum Folgenden: Freise 2005, 122-124). Die Entwicklung der eigenen Identität ist ein lebenslang andauernder Prozess, in dem das Individuum soziale Erwartungen der Umwelt mit eigenen Erwartungen konfrontiert, um aus der Vermittlung von beidem zu einem sinnvollen Handeln zu kommen. Identität ist zu verstehen als das individuelle Rahmenkonzept einer Person, innerhalb dessen die Person ihre Erfahrungen deutet. Dieses Rahmenkonzept des eigenen Selbst, in dem sich das Individuum sieht und interpretiert, dient zugleich als Basis für andauernde, alltägliche Identitätsarbeit (Keupp et al. 1999, 60). Ein Kind übernimmt in der Regel zuerst die Werte und Normen der Eltern. Mit der Adoleszenzkrise beginnt unter bestimmten Bedingungen eine Ablösung von den Orientierungen der Eltern. Die Beschreibung der Prozesse der Identitätsentwicklung wird hier auf dem Hintergrund der Identitätstheorie von Lonnie Athens (1995) thematisiert, der die Identitätsentwicklung von Menschen in radikalen Lebensumbrüchen untersucht hat.

Der amerikanische Soziologe und Kriminologe Lonnie Athens war Schüler von Herbert Blumer, der wiederum beim Sozialpsychologen George Herbert Mead gelernt hatte. Mead (1998) ist Begründer des „Symbolischen Interaktionismus“, einer Theorie der Identitätsentwicklung des Menschen. Die Theorie des „Symbolischen Interaktionismus“ verknüpft das Individuum mit der gesellschaftlichen Struktur. Nach Mead bildet der Mensch sein Selbst („Self“) durch ein inneres Aushandeln zwischen dem „I“ und dem „Me“: Das „I“ („Ich“) steht dabei für Individualität und das „Me“ (wie andere „mich“ sehen) für soziale Konformität. Jedes Individuum entwickelt seine Identität in der Auseinandersetzung mit persönlichen Bedürfnissen und Wünschen einerseits und den gesellschaftlichen Ansprüchen andererseits. Athens entwickelt diese Theorie weiter (Athens 1994), indem er erläutert, wie dieser Prozess des inneren Aushandelns zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Ansprüchen in einer Person vonstatten geht.

Das innere Aushandeln geschieht nach Athens in Form von Selbstgesprächen, von inneren Zwiegesprächen. Schon kleine Kinder sprechen mit sich selbst und machen dies auch noch bis zu einem gewissen Alter laut. Sie bringen sich so durch spielerische innere Rollengespräche die Auffassungen Anderer nahe. Bei Heranwachsenden und Erwachsenen gehen die ursprünglich laut vorgetragenen Rollengespräche schweigend, meist unbewusst weiter. Das Selbst entsteht also durch innere Zwiegespräche und bildet sich als fließender Prozess

durch solche internen Diskussionen ständig weiter. Die inneren Stimmen, die Mead als „I“ und „ME“ differenziert hatte, sind nach Athens noch vielfältiger: Das Individuum spricht unbewusst mit ihm nahe stehenden Menschen („US“) aus primären Bezugsgruppen. Das sind die Eltern, Geschwister und in vielen Migrantenkulturen weitere Mitglieder der Großfamilie.

Diese Stimmen haben ein besonderes Gewicht; sie können Druck ausüben und beanspruchen oft den zentralen Platz im Denken und Handeln des Individuums. Zu den „Wir-Stimmen“ („US“) gehören für Jugendliche aber auch die Meinungen der peer group, in der der Einzelne nach Anerkennung sucht, wo Freundschaften geschlossen werden, Freizeit verbracht wird und mit dem eigenen Leben experimentiert wird. Neben den Wir-Stimmen gibt es dann die „Sie-Stimmen“ („THEM“), die uns mit den verschiedensten, oft gegensätzlichen Erwartungen der Gesellschaft konfrontieren: Das können die Lehrer in der Schule sein, die Arbeitgeber, die Polizei, die ein konformes Verhalten einfordert usw. Das Individuum braucht oft eine ganze Versammlung von inneren Gesprächspartnern, um die unterschiedlichsten Argumente und Emotionen, die in uns gegenwärtig sind, zur Sprache bringen und im Inneren richtig „verorten“ zu können. Athens benutzt dafür den Begriff der „phantom community“, die unser Handeln letztlich aushandelt und bestimmt. Athens' Überlegungen zu den „inneren Selbstgesprächen“ korrespondieren mit den Ausführungen von Keupp zur Selbsterzählung (Selbstnarration): Jeder Mensch hat die Aufgabe, seinem Leben einen Sinn zu geben und sich in alltäglicher Identitätsarbeit dieses Sinns durch Erzählung zu vergewissern. Indem eine Person diese Erzählung über sich im sozialen Kontext artikuliert, kann sie sich vergewissern, ob sie als Individuum von den Anderen auch so gesehen wird, wie sie sich selbst sieht (Keupp et al. 1999, 213 f.)..

Interessant ist, was Thomas Gensicke im Rahmen der Shell-Studie "Jugend 2006" in Bezug auf die Verbindung von Werteentwicklung und Religiosität herausgefunden hat: Wer nicht religiös ist, bildet seine Werte im Kontakt mit Familie und Peer-Group, im Sinne von Lonnie Athens also durch die Wir-Gruppe. Religiöse Jugendliche sind in ihrer Werteorientierung weniger abhängig von der Meinung der Familie und der Peer-Group. Sie haben eine zusätzliche identitätsbildende Instanz durch ihren Gottesbezug. Auch das innere Selbstgespräch mit Gott, das Gebet, kann also eine solche zusätzliche identitätsbildende Instanz darstellen, und es wird zu zeigen sein, welche Bedeutung dieser Gottesbezug für die Identitätsentwicklung haben kann. Dazu sollen drei idealtypische, notwendiger Weise schematisierend dargestellte Identitätsmuster unterschieden werden, die in der Realität nicht in Reinform, sondern sehr unterschiedlich miteinander vermischt auftreten: das auf Konformität ausgerichtete Muster der Rollenidentität, das Muster einer durch Vorurteile und Schwarz-Weiß-Denken geprägten autoritären Identität und das durch Gewissensbildung entwickelte Modell der Ich-Identität.

Die durch Konformität geprägte Rollenidentität war das vorherrschende Identitätsmuster der agrarischen Gesellschaft: In der von Traditionen und weitgehender kultureller Homogenität strukturierten ländlichen Gesellschaft zur Mitte des letzten Jahrhunderts in Anatolien wie in der Eifel beispielsweise waren die Familien, die Vereine, die Kirche bzw. die Umma – die religiöse Gemeinschaft der Muslime - die Säulen, die die Einstellungen der Jugendlichen prägten. Das Verhalten war häufig sozial kontrolliert; diese soziale Kontrolle fällt in der globalisierten Gesellschaft oftmals weg und es wird ganz entscheidend, dass Jugendliche ihre Wertvorstellungen und ethischen Verhaltensweisen so internalisieren, dass sie auch in einer Umgebung, die ganz andere Vorstellungen hat, ihren eigenen Orientierungen folgen.

Mit den Verunsicherungen durch fehlende Berufs- und Lebensperspektiven und durch die Tatsache, dass viele Eltern in der Erziehung überfordert sind, gewinnt derzeit das Muster einer durch Schwarz-Weiß-Denken und Feindbildorientierung geprägten Identitätsentwicklung Zulauf.

Religiös kennzeichnet sich dieses autoritäre Identitätsmuster durch fundamentalistisches Denken.

Zu unterscheiden ist dabei ein innerreligiöser Fundamentalismus von einem politisierten religiösen Fundamentalismus. Der innerreligiöse Fundamentalismus nimmt christlicherseits in vielen Regionen der Erde, beispielsweise in Brasilien und den USA gegenwärtig stark zu.

Gegen die Beliebigkeit unterschiedlichster Werteorientierung in einer Gesellschaft, in der alles möglich zu sein scheint („anything goes“), vermittelt der Rückgriff auf eine buchstabengetreue Interpretation der heiligen Schriften Sicherheit. Auch wenn quantitative empirische Untersuchungen noch ausstehen, kann aufgrund von Recherchen (Gerlach 2006) und Befragungen (Hopmann 2007) davon ausgegangen werden, dass unter gläubigen muslimischen Jugendlichen in Deutschland eine solche religiöse Orientierung, die sich am Wortlaut des Korans festhält und nicht den tieferen Sinn des Textes erfasst, weit verbreitet ist. Oft ist dies einfach auch ein Problem fehlender religiöser Bildung, aber es ist auch zu fragen, ob die Jugendlichen in Moscheen eine solche eng gefasste fundamentalistische Koraninterpretation vermittelt bekommen haben.

Der politisierte religiöse Fundamentalismus kennzeichnet sich durch eine Feindbildorientierung gegenüber anderen Religionen und säkularen Gesellschaftsformen. Vielfach führen Diskriminierungserfahrungen zu Ressentiments gegenüber anderen Religionen; Vorurteile werden ideologisch aufgeladen und es werden Rechtfertigungsstrategien für gewaltsame Aktivitäten gegenüber Andersdenkenden gezimmert. In den USA ist ein solcher christlicher religiöser Fundamentalismus weit verbreitet; in Deutschland gibt es ihn kaum; zumindest ist er ohne gesellschaftliche Relevanz. Aber wir haben es in Deutschland mit der säkularen Variante eines nicht religiösen rechtsextremen Fundamentalismus zu tun.

Unter muslimischen Jugendlichen in Deutschland gibt politisierte Fundamentalisten. Sie sind sicherlich eine Minderheit und es fehlen die quantitativen Belege, aber es ist evident, dass unter muslimischen Jugendlichen Antisemitismus, Homophobie und Sympathie mit Al Qaida verbreitet sind.

Es dürfte wohl nur eine ganz kleine Zahl von Jugendlichen sein, die gewaltbereit für Terrorakte ist. Diese kleine Gruppe von potenziellen Terroristen wird dann gefährlich, wenn sie ein Umfeld von Sympathisanten hat. Deshalb sind wir alle in unseren Einrichtungen der Kirche, der Moscheevereine und der Sozialen Arbeit gefragt, wie wir mit einerseits mit rechtsextremen und andererseits mit islamistisch-fundamentalistischen Jugendlichen umgehen. Es kann nicht sein, dass – wie in Ostdeutschland in einzelnen Kommunen geschehen – Ortsbürgermeister mit rechtsextremen Jugendlichen Bier trinken und deren ausländerfeindlichen Sprüche übergehen, und es ist auch unfassbar, wenn vereinzelt in bestimmten Moscheen Hass und Gewaltbereitschaft nicht nur von Jugendlichen geäußert, sondern sogar von Imamen gepredigt werden.

Alle Energie der Jugendarbeit und der Erziehung muss darauf ausgerichtet werden, dass Jugendliche ihren Weg zu einer von Vernunft und von persönlichen Gewissensentscheidungen geprägten Ich – Identität finden. Identitätsentwicklung kann am besten gelingen, wenn Jugendliche in ihrer Entwicklung gefördert und positiv bestärkt werden, wenn die „inneren Stimmen“, die junge Menschen für ihre Entscheidungen zu Rate ziehen, also die Eltern und Freunde (die „Wir-Stimmen“), die Lehrer/innen und auch die Polizei (die „Sie-Stimmen“) nicht als Feinde auf dem eigenen Weg erlebt werden, selbst wenn sie „Stopp“ sagen und Jugendlichen Grenzen aufzeigen.

Die mystischen Traditionen des Christentums und des Islam weisen einen Weg, wie die Religion in der modernen pluralen Welt einen Beitrag zur Identitätsentwicklung leisten kann: Die Mystik geht davon aus, dass jemand, der sich in Meditation und Gebet ganz in sich versenkt, in der Tiefe seines Seins die Stimme Gottes hört. Das ist kein Privileg von Mönchen und Einsiedlern; der katholische Theologe Karl Rahner hat gesagt, der Christ des 21. Jahrhunderts wird ein mystischer Christ oder gar kein Christ sein. Und dieser Satz ist auch auf andere Religionen anzuwenden: Der religiöse Mensch des 21. Jahrhunderts wird ein mystischer Mensch sein oder überhaupt kein religiöser Mensch. Rahner hatte erkannt, dass man nur durch eine tiefe Gottesbeziehung in einer pluralen und säkularisierten Umgebung seinem Glauben treu bleiben kann. Mystiker haben allerdings auch gezeigt, dass diese Stimme Gottes durchaus auch mal anderes sagen kann, als das, was das Lehramt der Kirche oder die Umma aktuell an den einzelnen herantragen: Es gilt, Jugendliche zu begleiten und ihnen einen Weg zu zeigen, wie sie dieser tiefsten inneren Stimme folgen können.

2. Aspekte zur interreligiösen Jugend(sozial)arbeit aus christlicher Sicht

Ich beginne mit einigen grundsätzlichen Überlegungen zur interreligiösen Jugend-(sozial)arbeit und schließe dann mit konkreten Vorschlägen.

Religiöse Identitätsfindung hat zwei Zielrichtungen: die Beheimatung und Verwurzelung in der eigenen Religion und den friedlichen, wertschätzenden Umgang mit Menschen andersreligiöser oder auch nichtreligiöser Auffassung. Religiöse Beheimatung in der von vielfältigen religiösen und nichtreligiösen Wertvorstellungen geprägten Gesellschaft ist ein komplizierter Prozess, der sowohl intrareligiöses, als auch interreligiöses Lernen beinhaltet. Religiöse Jugendarbeit muss auf Verwurzelung in der eigenen Religion und auf interreligiösen Dialog in der multireligiösen Gesellschaft zugleich setzen. Erst beides gemeinsam – Verwurzelung und dialogische Offenheit - konstituiert religiöse Identität.

Zur Identität gehört zu wissen, wer ich bin und wer ich nicht bin. Religiöse Identität entwickelt sich erst in der Auseinandersetzung mit andersreligiösen und nichtreligiösen Vorstellungen. Damit diese Auseinandersetzung gelingt, sind drei Grundhaltungen notwendig: sich einfühlen können in das Denken und Leben andersreligiöser Menschen (Empathie), mit Respekt für den Anderen in die inhaltliche Auseinandersetzung gehen können (Konfliktfähigkeit) und – das ist das Schwerste – Unterschiede und Fremdheit aushalten können (Ambiguitätstoleranz). Dieses Haltung des Aushalten Könnens erfährt der religiöse Mensch auch schon als Realität seines eigenen Glaubens. Religiöser Glaube schließt das Fragen und Zweifeln mit ein. Der Glaubende spürt, dass er Gott nicht erfassen kann. Der Fundamentalismus hält diese Dimension nicht aus. Er übernimmt eine Haltung, die die Verborgenheit Gottes leugnet (Berger 1999, 235).

„Im Haus des Vaters gibt es viele Wohnungen (Joh 14,2).“ Dieses Bibelwort kann man auch so deuten, dass im Himmel Menschen unterschiedlicher Religionen einen Platz finden. Aber Wohnungen sind erst einmal klar abgegrenzte Einheiten, die man öffnen kann und soll und in die man sich auch gegenseitig einlädt. Durch den interreligiösen Dialog sollen die Wohnungen aber nicht zu einem Großraumbüro umgebaut werden, in dem kein Heimatgefühl entsteht und in dem am Ende sich niemand wohl fühlt.

In einigen Städten haben sich "abrahamische Gruppen" mit Jugendlichen der drei auf Abraham fußenden Weltreligionen (Judentum, Christentum, Islam) gebildet. Solche interreligiösen Teams mit je einem Vertreter von Judentum, Christentum und Islam besuchen Schulen und religiöse Gemeinschaften, um auf die gemeinsamen Wurzeln des Glaubens zu verweisen und für Verständigung, Toleranz und Zusammenarbeit zu werben (Miksch 2005). Im Kölner Jugendzentrum Klingelpütz kommen regelmäßig muslimische Jugendliche aus der Türkei, Bosnien und den Maghrebstaaten mit christlichen einheimischen Jugendlichen und Kirchenvertretern zu Gesprächsabenden über religiöse Fragen zusammen. Häufige Themen sind interreligiöse Heiraten, das Fasten, Sex vor der Ehe, die Rechte muslimischer Mädchen, das Kopftuch sowie Erfahrungen von Diskriminierung. Die über Jahre andauernde pädagogische Begleitung muslimischer Jugendlicher nimmt die Identitätssuche der Jugendlichen einschließlich der religiösen Dimension ernst und bildet präventiv einen Schutzwall gegen Gewaltbereitschaft und fundamentalistische Einstellungen.

Unter muslimischen Jugendlichen nimmt die Bedeutung des religiösen Bezugs zu. Viele Jugendliche setzen sich von dem Kulturislam ihrer Eltern ab und befolgen selbst strenger als ihre Eltern die religiösen islamischen Regeln. Religion wird somit für sie ein Weg, ihre Identität auszudrücken und klarzumachen, wer sie sind und wer sie nicht sind. Die religiöse Orientierung steht dabei nicht im Widerspruch zur Integration: Jugendliche Muslime wollen den Islam in ihr Leben in Deutschland integrieren. Religion fördert Identität, verschafft Orientierung und hilft dann möglicherweise auch, sich vor Kriminalität zu schützen, wenn sie Werte wie die Nächstenliebe vermittelt, das Selbstbewusstsein stärkt und Halt in Krisen gibt, indem der Einzelne auch in schwierigen Situationen als von Gott gewollt und geschützt erfahren wird. Religion leistet keinen Beitrag zu einer gelingenden Identitätsentwicklung, wenn sie autoritär strukturiert ist oder fanatische und sektiererische Züge trägt. Solche Formen religiöser Orientierung sind noch viel zu wenig wissenschaftlich erforscht. Sie müssten in ihren unterschiedlichen Stärkegraden untersucht werden – von schwacher autoritärer Prägung bis

hin zu massivem Fanatismus. Es gibt autoritäre Religionsformen, die nach außen hin friedlich erscheinen, aber gewaltsamen Druck auf ihre Mitglieder ausüben. Wenn jemand beispielsweise einen andersreligiösen Partner heiratet, die religiösen Pflichten (Beten, Fasten) nicht erfüllt oder gar konvertieren will und wenn ihm dann mit Ausschluss aus der Familie und mit der Hölle gedroht wird, dann ist hier eine nach außen vielleicht nicht wahrnehmbare, aber doch innere Gewaltförmigkeit der Religion vorhanden.

Unter den einheimischen, zu den christlichen Konfessionen gehörenden Jugendlichen in Deutschland ist Fundamentalismus weniger ein Problem, vielmehr ist oft von großer Unkenntnis (trotz des Religionsunterrichts) auszugehen. Die Konfrontation mit der fremden Religion des Islam bei Mitschülern kann anregen, sich mit der eigenen Religion auseinanderzusetzen.

Zu jedem echten Dialog gehören Empathie und Konfliktfähigkeit. Papst Johannes Paul II. hat immer wieder und insbesondere mit der Initiierung der Weltgebetstreffen für den Frieden in Assisi seine Wertschätzung für die anderen Weltreligionen zum Ausdruck gebracht. Papst Benedikt XVI. tut dies ebenso, aber er hat einen weiteren Akzent hinzugefügt: den der inhaltlichen Auseinandersetzung. Auch wenn seine Vorlesung in Regensburg zuerst Missverständnisse hervorgerufen hat, so haben doch nach den Klarstellungen des Papstes achtunddreißig muslimische Gelehrte die Herausforderung zum Dialog angenommen und auf eine intellektuell sehr anspruchsvolle und vom Stil her sehr angenehme Weise reagiert. An solche Diskussionen könnte man auch in der kirchlichen Jugendarbeit und Jugendbildung anknüpfen und fragen: Wie halten es Islam und Christentum mit der Gewalt? Was sagen Bibel und Koran dazu, und was haben Christen und Muslime im Laufe der Geschichte daraus gemacht? Was sagen Islam und Christentum zum Auftrag der Bewahrung der Schöpfung? Wie organisieren Islam und Christentum soziale Verantwortung? Was tun Christen und Muslime gegen Fundamentalisten in ihren eigenen Reihen?

In der Jugendsozialarbeit sind Fragen nach der eigenen Identitätsstärkung und nach dem friedlichen Umgang mit Menschen anderer Herkunft und anderer religiöser Auffassung zentral. Inwieweit gibt mir mein Glaube an Gott als Christ oder Muslim Selbstvertrauen, und inwieweit hilft er mir, Menschen mit anderen Einstellungen zu respektieren und sie als Geschöpfe Gottes wahrzunehmen?

Ich schließe mit einigen konkreten Vorschlägen für die interreligiöse Jugend(sozial)arbeit:

Jugend(sozial)arbeit soll persönlichkeitsfördernde Jugendmilieus aufbauen helfen.

Eltern wissen, wie wichtig der „gute Umgang“ ihrer Kinder gerade in der Zeit der Pubertät und der Adoleszenz ist. Wenn das eigene Kind in eine „falsche“ Clique herein gerät, ist die Not oft groß. Pädagog/inn/en haben die Aufgabe, Jugendmilieus zu schaffen, in denen ein guter Geist herrscht, wo Anregungen für die einzelnen in ihrer Entwicklung gegeben werden und wo kritische Konfrontation in wertschätzender Atmosphäre möglich ist. Solche Milieus sind zuerst einmal peer-groups, das heißt Gruppen von Jugendlichen gleicher Herkunft, ähnlicher Interessen und wohl auch gleicher Religion. Jugendliche brauchen als kollektive Identitätsstrukturen diese peer-groups zur Bestärkung der eigenen persönlichen Identität. Aber es ist Aufgabe der Pädagog/inn/en, Felder der Begegnung mit anders denkenden Jugendlichen zu schaffen, um Dialogfähigkeit, Toleranz und Respekt einzuüben und um in die deutsche Gesellschaft integriert zu sein und an ihr partizipieren zu können. Integration ist dabei keine Einbahnstraße: Wenn einheimische deutsche Jugendliche keinen tiefer gehenden Kontakt zu Gleichaltrigen mit Migrationshintergrund haben, dann sind auch sie nicht in die mehrkulturelle und multireligiöse deutsche Gesellschaft integriert. Obwohl einheimische Jugendliche und Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Schule zusammen unterrichtet werden, sind die Begegnungen in der Freizeit eher von geringem Umfang (Deutsche Shell 2000, 19). Wie wichtig solche Begegnungen sind, macht die moderne amerikanische Vorurteils- und Rassismusforschung deutlich: Die konsequente Vermeidung von Kontakten mit Menschen anderer Herkunft stellt den ersten Baustein für die Entstehung von Antipathie, innerer Ablehnung, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus dar (Zick 1997, 151).

In der Jugendarbeit könnten Gesprächsrunden zwischen jungen Muslimen und Christen jugendspezifische religiöse Themen aufgreifen. Im Folgenden sollen einzelne mögliche Felder der interreligiösen Begegnung in solchen Gesprächsrunden benannt werden:

- Gesprächsrunden für christliche und muslimische Jugendliche mit jungen Erwachsenen, die ihren eigenen Weg des Erwachsenwerdens auch durch Schwierigkeiten (Schulversagen, Arbeitslosigkeit, Suchtprobleme etc.) hindurch geschafft haben und die erläutern, wie der eigene Glaube ihnen dabei geholfen hat,
- Gesprächsrunden junger muslimischer und christlicher Frauen, die sich über ihr Frausein austauschen, die sich gegenseitig erläutern, welche Rolle die Religion in ihrem Leben spielt, wie sie ihre Sexualität aus dem Glauben heraus sehen und verstehen, wie sie ihre Zukunft im Blick auf Familie und Beruf einschätzen,
- Gedankenaustausch junger Männer über die Frage von Militärdienst und Zivildienst: Wie sieht jeder einzelne seine Aufgabe, zum deutschen oder beispielsweise türkischen Militär zu gehen? Wie stehen Christentum und Islam zur Frage der Kriegsdienstverweigerung?
- Gesprächsrunden junger christlich-muslimischer Ehen,
- Work-camps mit muslimischen und christlichen Jugendgruppen, die gemeinsam in den Ferien eine gemeinnützige Arbeit verrichten und die Freizeit zusammen mit Fragen zu ihren persönlichen Lebenssituationen verbringen,
- Eine gemeinsame Pilgerreise junger deutscher Juden, Muslime und Christen nach Jerusalem.

Dies alles setzt voraus, dass im politischen und religiösen Bereich Strukturen geschaffen werden, die für solche pädagogischen Maßnahmen förderliche Rahmenbedingungen schaffen.

Eine wichtige politische Rahmenbedingung für die Integration Jugendlicher und für den Kampf gegen menschenverachtende Ideologien ist die Erfahrung, dass Jugendliche in der Gesellschaft willkommen sind und gebraucht werden: Jeder Jugendliche hat ein Recht auf einen Ausbildungs- und Arbeitsplatz. In Deutschland geborene Jugendliche aus zugewanderten Familien sollten darüber hinaus endlich die Möglichkeit der doppelten Staatsbürgerschaft erhalten, damit aus dem „Zwischen den Welten leben“ ein „Mit beiden Welten leben“ werden kann.

Eine zentrale Rahmenbedingung für den religiösen Sektor ist die interreligiöse Öffnung der Kirchen und Moscheegemeinden. So wie es unter Christen verschiedener Konfession inzwischen regelmäßige Besuche bei Pfarrfesten, in der ökumenischen Woche etc. gibt, so müsste es auch selbstverständlich werden, dass sich muslimische Vereine und christliche Gemeinden regelmäßig zu bestimmten, immer wiederkehrenden Anlässen treffen. So kann Vertrauen wachsen und dann können Unterschiede und Konflikte offen angesprochen werden und es können gemeinsame Initiativen gestartet werden.

Ein gutes Zeichen der interreligiösen Öffnung ist auch, wenn einzelne hauptamtliche Mitarbeiter/innen der jeweils anderen Religion in den Einrichtungen tätig sind. Wenn in einem katholischen Jugendzentrum eine muslimische Sozialpädagogin arbeitet, die loyal zur Ausrichtung der katholischen Einrichtung steht und zugleich Ansprechpartnerin für die muslimischen Jugendlichen im Zentrum ist, dann ist sie eine Bereicherung für diese katholische Einrichtung. Genau so wäre es wünschenswert, wenn in dem neu geplanten DITIB-Zentrum in der Venloer Straße auch Christen in einzelnen Einrichtungen mitarbeiten könnten, die loyal zur muslimischen Ausrichtung der Arbeit als Dialogpartner zur Verfügung stehen.

Abschließen möchte ich mit einem konkreten Wunsch und einer Vision: Der konkrete Wunsch geht in die Richtung, dass ich einen regelmäßigen interdisziplinären wissenschaftlichen Austausch zwischen solchen muslimischen und christlichen Wissenschaftler/innen anregen möchte, denen der interreligiöse Dialog ein Anliegen ist.

Und meine sicherlich utopisch wirkende Vision wäre, dass wir uns mit einer Gruppe junger deutscher Muslime, Christen und Juden auf eine gemeinsame Friedenswallfahrt nach Jerusalem begeben.

Die interreligiöse Jugendarbeit will zu Verständigung und Dialog befähigen und zugleich die Verwurzelung in der eigenen Religion fördern. Simone Weil wird das Wort zugeschrieben, das die Bedeutung der Verwurzelung in unserer heutigen Zeit deutlich macht:

„Die Entwurzelung ist bei weitem die gefährlichste Krankheit der menschlichen Gesellschaft. Wer entwurzelt ist, entwurzelt. Wer verwurzelt ist, entwurzelt nicht. Die Verwurzelung ist vielleicht das wichtigste und meistverkannte Bedürfnis der menschlichen Seele.“

Literatur:

Athens, Lonnie 1994, The Self as a Soliloquy. In: The Sociological Quarterly 35 (1994) (3) S. 521-532.

Athens, Lonnie 1995, Dramatic Self-Change, In: The Sociological Quarterly 36 (1995) (3), S. 571-586.

Berger, Peter L., Der Pluralismus und die Dialektik der Ungewissheit. In: Becker, Dieter/ Bra-kemeier, Gottfried: Globaler Kampf der Kulturen?: Analysen und Orientierungen. Stuttgart 1999, S. 225-241.

Deutsche Shell (Hrsg.), Jugend 2000. Band 1, Opladen 2000.

Freise, Josef, Interkulturelle Soziale Arbeit. Theoretische Grundlagen – Handlungsansätze – Übungen zum Erwerb interkultureller Kompetenz, Schwalbach /Ts. 2005.

Gerlach, Julia, Zwischen Pop und Dschihad. Muslimische Jugendliche in Deutschland, Berlin 2006.

Hopmann, Veit, Welche Bedeutung hat der Islam für die Integration von jungen Muslimen in Deutschland? Diplomarbeit an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen, Abteilung Köln, 2007.

Keupp, Heiner et al. 1999, Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg.

Mead, George Herbert 1998, Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. 11. Auflage. Frankfurt am Main.

Miksch, Jürgen 2005, Abrahamische Teams. In: Schreiner, Peter / Sieg, Ursula / Elsenbast, Volker: Handbuch Interreligiöses Lernen. Gütersloh 2005, S. 685-686.

Shell Deutschland Holding (Hrsg.) 2006, Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. Frankfurt am Main.

Zick, Andreas, Vorurteile und Rassismus: Eine sozialpsychologische Analyse, Münster / New York 1997.

Moderation der Diskussion zu den Referaten von Dr. Tarek Badawia und Prof. Dr. Josef Freise durch Prof. Dr. Joachim Windolph:

Schönen Dank lieber Kollege Josef Freise. Jetzt haben Sie eine ganze Runde zuhören dürfen oder vielleicht sogar zuhören müssen und haben jetzt zunächst mal die Gelegenheit, auf die beiden Referate zu reagieren, die Sie gerade gehört haben, also Rückfragen zu stellen, so es diesbezüglich bedarf oder Ihre ersten kritischen Anmerkungen zu äußern.

Wortmeldung:

Ich fand die beiden Beiträge sehr interessant, was mich irritiert, ist, dass sich diese interreligiösen Fortbildung konkret nur auf das Christentum und den Islam bezieht, das komplette Spektrum der Religionen und Sekten ist nicht abgebildet. Gibt es einen Grund dafür?



Prof. Dr. Josef Freise:

Vielleicht darf ich als Mitorganisator etwas dazu sagen. Wenn man eine eintägige Veranstaltung organisiert, bedarf es einer Begrenzung, aber wir haben andere Fortbildungen z.B. mit dem Erzbistum Köln, in denen wir das Judentum thematisieren. Wir müssten auch den Hinduismus und den Buddhismus mit hinein nehmen. Das Judentum ist in der Sozialen Arbeit gerade angesichts der aus Russland eingewanderten Juden ein ganz wichtiges Thema. Es ist eine Frage der Beschränkung gewesen.

Prof. Dr. Joachim Windolph:

Ich könnte direkt mit meiner Frage anschließen, denn ich finde, sie geht inhaltlich in die gleiche Richtung. Es wurde zu Beginn von Ihnen kritisiert, dass es Instrumentalisierungstendenzen gibt und meine Frage lautet: Ist der Titel der Fachtagung nicht falsch? Wir reden von interreligiöser Jugendsozialarbeit. Meines Erachtens wird Religion häufig instrumentalisiert für kulturelle Zwecke und im Grunde geht es um den Dialog von Kulturen. Meine These ist, dass auf der religiösen, auf der theologischen Ebene schon viel mehr Konsens besteht, aber die Auseinandersetzung in den konkreten Einrichtungen, aus denen Sie kommen, sich eher im kulturellen Bereich vollzieht. Das hat mit Religion eigentlich nichts zu tun.

Dr. Tarek Badawia:

Ich habe den Eindruck, die Frage hat einen theologischen Hintergrund. Das ist eine komplizierte Frage. Sie bezieht sich auf den Zusammenhang von Glaube und Kultur. Was ist der Islam? Wenn man Jugendliche fragt, was ist das für Dich, kommen oft kulturelle Elemente als Antworten und nicht religiöse Aussagen. Das ist genau der Punkt, an dem wir versuchen wirklich das Neue bei den Jugendlichen anzusprechen. Ich habe vor ein paar Tagen einen interessanten Titel gelesen. Der lautete: Die Zukunft in der Tradition. Das klingt paradox, aber es ist das, was wir wollen. Bei allem Respekt für das interessante Zitat. Ich gehe als Migrant aus einer ganz anderen Perspektive heraus und sage, Entwurzelung ist notwendig in diesem Zusammenhang. Entwurzelung aus einem kulturellen Zusammenhang zugunsten einer Neuverwurzelung in der Religion. D.h., was die Religion von uns erwartet oder was wir von der Religion erwarten im deutschsprachigen Raum, in unserem heute pluralistisch-abendländischen, überwiegend christlich geprägten Kulturkreis, das, was wir brauchen, finden wir oft in der klassischen Literatur, in der Orientalistik auch nicht. Von daher mit Kultur und Religion zu spielen, ist ein Potenzial, aber auch eine große Gefahr, gerade für Jugendliche. Es ist eine ganz heikle Diskussion auch innerhalb der Jugendarbeit. Ist das, was Du machst, kulturell, ist es traditionell oder ist es islamisch? Und das ist oft für viele die Befreiung. Auch in der Jugendarbeit, dass sie, vor allem jüngere Frauen, Mädchen, dass sie in Bezug auf die Religion sich befreien können von bestimmten traditionellen Strukturen in ihren Familien. Von daher ist es ein Potenzial und eine Gefahr zugleich, aber ich würde beide Größen nicht auseinander dividieren wollen oder auch können. Das würde nicht funktionieren.

Prof. Dr. Josef Freise:

Ich gehe auf den letzten Punkt ein. Ich glaube, man darf die von mir zitierte Simone Weil nicht so verstehen, dass sie eine starre Verwurzelung in dem Sinne meint, so wie immer alles war, so soll alles sein. Das ist ganz wichtig was Sie sagen, so empfinde ich das auch. In der Entwicklung eines Jugendlichen muss auch erstmal der Kindheitsglaube abgelegt werden und man steht dann plötzlich irgendwann entwurzelt dar und weiß gar nicht mehr, was gilt, was zählt, was überhaupt richtig und falsch ist, und da muss man neue Wurzeln schaffen und dann auch mehrere Wurzeln möglicherweise in unserer globalisierten Welt und nicht nur eine. Man braucht mehrere um wirklich eine Standfestigkeit zu haben.

Und zu der Frage von Kultur und Religion habe ich geschmunzelt. Es gibt gerade eine Diplomarbeit, wo der Ansatz der interkulturellen Arbeit hier bei uns hinterfragt wird und wo dann gefragt wird: „Sollten wir nicht dieses Kulturalisieren sein lassen und endlich mal auf Demokratie und Politik eingehen?“. So schiebt man die Fragen immer weiter weg - von der Religion zur Kultur und von der Kultur zur Politik. Letztlich ist es eine Frage, wie die Zielgruppe, wie die Jugendlichen sich selber definieren. Interessant ist, dass sich muslimische Jugendliche zunehmend religiös definieren und das kommt mir manchmal vor wie in der 68er-Phase, wo sich jeder politisch und möglichst auch links definieren musste, um im Mainstream zu sein. So gibt es jetzt eine neue Tendenz, sich als Muslim zu definieren.

Wortmeldung:

Ich arbeite in einer Einrichtung mit Jugendlichen, die genervt sind von den interreligiösen und interkulturellen Projekten. Mittlerweile wollen auch die Jugendlichen mit Migrationshintergrund einfach nur als Jugendliche angenommen und anerkannt werden. Meine Frage lautet, wann werden wir über Intersoziales sprechen, ohne über Interreligiöses und über Interkulturelles zu sprechen, ohne irgendwelche statischen Begriffe zu konstruieren und zu beginnen, die Gesellschaft, in der wir leben anzuerkennen.

Dr. Tarek Badawia:

Es ist eine Frage der Zeit, diese neuen Phänomene nicht nur entweder deutsch, türkisch, arabisch, marokkanisch etc. zu definieren, sondern sowohl als auch, so dass beide doch miteinander kombiniert werden können auf eine kreative Art und Weise. Diese Vorstellung ist im Kommen. Es ist der Migrationsforschung in den letzten zehn Jahren zu verdanken, dass diese Lebenswelt erforscht wurde. Das Feld Migrantenjugendliche war bisher sehr stark dominiert von bekannten Themen wie Gewalt und Bildung, aber so wie diese Jugendlichen ihre Welt erleben, wie sie tatsächlich sind, sich selbst verstehen mit den verschiedenen Kulturen sowohl als auch oder selbst wenn sie sich bewusst für das Dazwischen entscheiden, das sind Erkenntnisse aus der aktuellen Migrationsforschung. Und ich denke, je mehr diese Studien rezipiert werden und je mehr diese Jugendlichen die Möglichkeiten erhalten, sich selber zu artikulieren, desto stärker werden sie in das öffentliche Bewusstsein gelangen. Dieses öffentliche Forum fehlt noch, das es den Jugendlichen ermöglicht, sich zu artikulieren, sich über ihre Lebenswelt mitzuteilen und neuen Konstellationen zu konstruieren. Aber ich bin diesbezüglich sehr zuversichtlich. Es ist bedeutend, sich dafür einzusetzen, dass Jugendliche institutionell unterstützt werden, tatsächlich selbst die Themen und die eigenen Interessen auf die Agenda zu setzen. Das war auch ein Appell in meinem Vortrag.

Wortmeldung:

Meine Frage bezieht sich auf die doppelte Staatsbürgerschaft. Ich bin in meinem Leben in den verschiedensten Kirchen, Tempeln und Moscheen gewesen und bin glücklicherweise beim Eintreten nie nach meinem Ausweis gefragt worden und insofern hat meine Staatsbürgerschaft eigentlich untergeordnet nur eine Rolle gespielt, weil ich immer mit offenen Armen aufgegriffen worden bin. Daher lautet meine Frage, inwieweit soll die doppelte Staatsbürgerschaft einem Jugendlichen bei seiner Integration in der interreligiösen Jugendarbeit helfen?

Prof. Dr. Josef Freise:

Der Hintergrund zur Staatsbürgerschaft ist der, dass mir Jugendliche mit Migrationshintergrund, auch Studierende hier sagen, wenn ich mich entscheiden muss zwischen, sagen

wir der türkischen Staatsbürgerschaft und der deutschen - bis zum Alter von 21 muss man sich entscheiden, wenn man türkische Eltern hat und hier geboren ist - dann ist das so als wenn ich mich zwischen Vater und Mutter entscheiden muss. Ich möchte beides behalten. Ein Jugendlicher hat mir sogar gesagt, ich weiß nicht, wie es sich mit der Ausländerfeindlichkeit in Deutschland entwickelt, ich möchte die Türkei schon noch als Rückzugsgebiet haben. Und warum soll es nicht möglich sein Deutscher zu sein ohne die türkische Herkunft zu verheimlichen. Als Deutscher hat man Rechte. Man hat das Wahlrecht, man ist dabei, man ist aktiver Teil der Gesellschaft und das ist ein Problem, dass hier viele heranwachsen, die irgendwo das Gefühl behalten, sie gehören nicht ganz dazu und sie sind nicht ganz Teil dieser Gesellschaft.

Wortmeldung:

Herr Prof. Freise, Sie haben zum Schluss darauf hingewiesen, dass ein Recht auf einen Arbeitsplatz und Ausbildungsplatz ein Schlüssel wäre um Rechtsextremismus zu verhindern. Aber zeigen nicht die Daten, dass das nicht die Hauptursache ist. In Ostdeutschland sind die hohen NPD-Erfolge gerade nicht in den wirtschaftlich schwächsten Regionen anzutreffen. Und auch bei den potenziellen Attentätern handelt es sich nicht um die arbeitslosen, ausbildungsfreien Jugendlichen sondern eher um diejenigen, die schon einen relativ hohen Bildungsgrad erreicht haben. Können Sie etwas zu dem hohen Index von sozialer Deklassierung und Radikalisierung sagen?

Prof. Dr. Josef Freise:

Ich glaube, dass soziale Deklassierung anfällig macht dafür, dass man in dieses Fahrwasser gerät. Aber die Führer, die Anführer rechtsradikaler Gruppen sind in der Tat Intellektuelle. Es gibt Untersuchungen, dass in einzelnen wirtschaftswissenschaftlichen und juristischen Fakultäten 10 bis 15% rechtsradikal orientiert sind und das hat andere, tiefergehende Gründe. Das hat mit der Sozialisation zu tun, auch mit kindlichen Mangelenerfahrungen. Da spielen andere Dinge eine Rolle. Man darf das nicht monokausal sehen, aber da wo Deklassierung vorhanden ist, da wo mangelnde Integration in den Arbeitsmarkt da ist, haben die Intellektuellen leichteres Spiel und das ist das Problem. Dr. Badawia hat darauf hingewiesen, muslimische Jugendliche werden umworben von fanatischen Kräften und arbeitslose Jugendliche oder auch deklassiert einheimische Jugendliche werden nicht nur in Ostdeutschland, sondern auch bei uns hier von rechtsextremen Gruppen umworben und beides sind Gefahren. Und ich behaupte, die psychischen Strukturen sind ähnlich.

Wortmeldung:

Wie sehen Sie die Perspektive, dass es wissenschaftlich in dieser respektvollen, wie ich es erlebt habe, Art und Weise miteinander weiter im Dialog klappt, dass vielleicht etwas ganz Neues entsteht?

Dr. Tarek Badawia:

Ich glaube der wissenschaftliche Bereich ist immer ein Bereich, in dem man sich wohler fühlt als wenn man zur Praxis kommt. Ich denke, dies ist auch ein Bereich, der sich momentan stark potenziert. Das Interesse an Islamwissenschaften ist unglaublich groß. Auch bei vielen Migrantengleichlichen. Sie merken das auch an dem Begriff, früher wurde Ausländerkinder gesagt, heute sagt man Jugendliche mit Migrationshintergrund, irgendwann heißen sie dann Jugendliche. Das Interesse ist da. Die Frage ist, wann kann man da etwas erneuern. Ich glaube, man muss auch eine Basis haben, also Wissen haben, auch hermeneutische Kompetenzen entwickeln, d.h. auch Kompetenzen zur Interpretation, zur Exegese von klassischen Texten, eine Kompetenz im Umgang mit religiösen Texten, mit Schriften, mit dem Koran an sich, mit der Sunna, der Grundlage der Muslime, um sich ein bisschen von alten Traditionen, von bestimmten klassischen Themen wie „Haus des Friedens, Haus des Krieges“, das ist eine alte klassische Diskussion auch in der islamischen Theologie, sich auch mal davon zu trennen, weil sie nicht angemessen ist heutzutage. Das ist im neunten Jahrhundert entstanden, sich mit der Tradition, mit der Theologie auseinander zu setzen. Ich glaube, das ist ein Weg. Vielen muslimischen Jugendlichen fehlt das Basiswissen zum Islam und zu der islamischer Theologie. Das ist ein Bereich, in dem wir viel machen müssen in dem Zusammenhang und den wir nicht tabuisieren dürfen. Ich sage das in dem Sinne, was in der Praxis

geschieht. Es gibt viele Themen, die tabuisiert werden, z.B. das Thema Jihad. Das wird tabuisiert, weil es so ein sensibles Thema ist und ich würde sagen, damit es sich überhaupt entwickelt, muss das Thema angesprochen werden. Aber unter welchen Voraussetzungen? Ich würde so etwas nicht einem Jugendforum im Internet überlassen, indem sich die Jugendlichen darüber austauschen. Und jetzt ist wiederum die Frage, wer hat die Wissensautorität oder die „theologische“ Autorität, um die Rahmenbedingungen zu schaffen, so dass eine sinnvolle Diskussion daraus entsteht, die nicht ausartet. Ich würde sagen, das Potenzial ist da, es ist für mich eine Bildungsarbeit, da schließe ich an um zu sagen, wir brauchen Zeit für wirklich intensive Kurse. Die Verbände müssen für die Jugendlichen Rahmenbedingungen schaffen, die es den Jugendlichen ermöglichen, sich mit den Texten möglichst neutral wissenschaftlich sachlich auseinander zu setzen, z.B. indem eine islamische Religionspädagogik institutionalisiert wird. Nicht nur zwei Lehrstühle in ganz Deutschland sondern an mehreren Hochschulen, so dass man auch islamische Pädagogik, islamische Religionspädagogik betreiben kann. Das ist nicht immer eine Aufgabe von Ehrenamtlichen. Das sind angelesene, vielleicht selbst ernannte Imame, die diese gefährliche Arbeit machen und ich würde ihnen das nicht vorwerfen, aber sie versuchen immer ehrenamtlich eine Lücke zu schließen und da fehlt die institutionelle Unterstützung. Die Perspektive ist da und ich finde es ist sinnvoll und die Traditionen geben das auch her. Jeder Moslem ist stolz darauf auf bestimmte historische Zusammenhänge hinzuweisen und ich denke auch im christlichen Kontext ist es genauso denkbar, dass wir ein gemeinsames Leben hier sinnvoll und friedlich und vorbildlich gestalten können. Da kommt manchmal in der öffentlichen Diskussion ein absurder Vergleich vor, dass man Deutschland mit Afghanistan vergleicht. Als wären die Rahmenbedingungen hier für Deutschland vergleichbar, ohne vorurteilhaft über ein bestimmtes Land zu denken, aber die Rahmenbedingungen sind vorbildlich denke ich, die gibt es sonst nirgendwo, sie werden nicht beansprucht.

Prof. Dr. Josef Freise:

Ergänzend dazu möchte ich sagen, wir haben viele Konzepte sozialraumorientierter Jugendarbeit, viel Management, viel Organisation. Was wir brauchen und das würde ich gerne mit dem Jugendbischof, mit der BAG Katholischer Jugendsozialarbeit weiter besprechen, wir sind da auch in engem Kontakt, das wissenschaftlich zu vertiefen, ist mit Vorbildern zu arbeiten, das, was die katholische Synode im Synodenbeschluss gesagt hat. Wir müssen ein personales Angebot darstellen, nicht nur Räume zur Verfügung stellen, Wir müssen Menschen zur Verfügung stellen, die Vorbilder sind, die wegweisen können, die in dieser schwierigen globalen Gesellschaft Linien ziehen und sagen, das ist eine Möglichkeit bei euch und da müssen wir viel investieren und da fehlen dann oft die Rahmenbedingungen.

Wortmeldung:

Es wurde gesagt, dass man ein Moratorium braucht für interreligiöse Arbeit. Ich frage mich, ob das nicht eigentlich auch im christlichen Bereich notwendig ist, weil wir auf ein ähnliches Vakuum an Wissen stoßen. Auf der anderen Seite sehe ich in Spannung dazu, das gleiche, was Sie benannt haben, die Notwendigkeit von Räumen der Begegnung.

Prof. Dr. Josef Freise:

Wir bieten eine interreligiöse Fortbildung hier im Erzbistum an und die richtet sich erst mal an Christen. Wir merken, es wäre zu schnell, wenn wir die Fortbildung direkt mit einer interreligiösen Gruppe durchführen würden. Es ist wichtig, sich den anderen Religionen erstmal im Schonraum mit Referenten von DITIB und anderen islamischen und jüdischen Organisationen anzunähern. Von daher verstehe ich das mit dem Moratorium.

Wortmeldung:

Eine Frage an Herrn Dr. Badawia. Sie haben über die Beheimatung des Islams in Europa, in Deutschland gesprochen. Ist die ganze Diskussion in den Medien, in der Öffentlichkeit, im Alltag, Moscheebau usw., nicht ein Zeichen, dass der Islam in den Alltag integriert ist? Es zeigt sich, dass sich die Leute auseinandersetzen mit dem Bau der Moschee, dass viele ältere Menschen mit Migrationshintergrund auch hier bleiben wollen. Ist das nicht ein Zeichen, dass der Islam hier eigentlich im Alltag auf dem Weg ist sich zu integrieren? Oder sehen Sie das nicht?

Dr. Tarek Badawia:

Ich bin dankbar dafür, dass Sie im zweiten Satz selber diesen Wunsch relativiert haben, also „auf dem Weg“. Die Migrationsgeschichte in Deutschland ist eine besondere. Das ist nicht aus dem Kontext herauszunehmen, ich betrachte das zumindest so aus eigener Praxis, aber auch aus einer wissenschaftlichen Perspektive. Die Muslime, ich sage jetzt nicht der Islam, befinden sich in einer Phase der institutionellen Anpassung. Es war lange Zeit so, dass sie glücklich waren in ihren Hinterhofmoscheen und in Vereinen und das war gut, sie waren unauffällig und es bestand immer diese Idee in die Heimat zurück zu kehren. Irgendwann reagiert man auf den Druck aus der Politik, aus der Gesellschaft, aber auch aus den Familien. Und das sind die Jugendlichen. Die sagen, schön und gut, dass war zwar ein schöner Urlaub, aber das kann ich mir nicht vorstellen als Zuhause. Das sind Fakten, ich nenne das identitätsrelevante Experimente, die viele gemacht haben und machen. Ich komme aus dem Bereich Mediation und Familienberatung und weiß, was sich Familien ganz konkret erzählen, dass zuhause wirklich bei aller Liebe zueinander, der Druck einfach da ist und die Realität sagt, das ist unser Zuhause und Deutschland ist da. Und natürlich gibt es da einen Bereich von Religion, ein Phänomen der Echtheit. Die Frage ist, erleben Jugendliche muslimischen Glaubens ihre Religion hier in einer natürlichen Art und Weise? Denken Sie mal nur an den Freitag. Es ist für ein muslimisches Kind, für eine muslimische Familie, die wirklich das Freitagsgebet als Bestandteil ihres Alltages wahrnehmen will, wirklich eine Organisationskunst und das ist auch so mit den Festen. Das ändert sich momentan, aber dass Muslime jetzt auf diese öffentliche politische Forderung reagieren, zeigt sich erst mal in der Form, dass Moscheen gebaut werden sollen, dass sie institutionelle Strukturen aufbauen, dass die Vielfalt der Vereine, die Vielfalt der Moscheen bearbeitet werden, auch intern. Die Kooperation mit den verschiedenen Vereinen, die Vertretung, das sind alles Fragen, die denke ich mal, durchaus die weitere Integration des Islams hier in Deutschland fördern und notwendige Vorarbeiten sind. Was die Jugendlichen daraus machen, da kann keiner eine Antwort drauf geben. Da bin ich sehr evolutionär orientiert und sage, das wird das Leben uns zeigen, was aus dieser Entwicklung wird. Ich denke mal, ein Stück Gelassenheit und Vertrauen auf Gott haben wir alle in diesem Zusammenhang.

Wortmeldung:

Eine Meldung an Prof. Freise. Ich bin mit dem Begriff Einheimische und Jugendliche mit Migrationshintergrund nicht einverstanden. Ich arbeite viel mit Jugendlichen muslimischen Glaubens in Schulen. Die Jugendlichen dort sehen sich nicht als ein Extrateil, sie sehen sich als ein Teil im Schulalltag. Deswegen finde ich es schwierig, sie so auszuschließen. Sie fühlen sich als Einheimische und ich wünsche mir, dass Sie sie wirklich als Menschen sehen. Es sind nicht nur Muslime oder Jugendliche muslimischen Glaubens, es sind auch Jugendliche, es sind Auszubildende, es sind Studierende usw.

Prof. Dr. Josef Freise:

Ganz kurz zu den Begriffen „einheimische Jugendliche“ und „Jugendliche mit Migrationshintergrund“. Dass diese Unterscheidung noch gemacht wird, deutet auf Probleme hin und es gibt die Probleme noch und wir müssen sie benennen. Wir haben heute nicht über die Beziehung von katholischen zu evangelischen Jugendlichen gesprochen, weil das für die Jugendlichen in Deutschland kein Problem ist. Das wäre in Nordirland ganz anders. Da würden wir das thematisieren. Man muss natürlich aufpassen bei den Begriffen, dass man nicht zusätzlich stigmatisiert und deshalb haben wir ja Begriffe wie Ausländerjugendliche fallen gelassen. Möglicherweise führt der Begriff „Jugendliche mit Migrationshintergrund“ auch schon zu Stigmatisierung. Dann warte ich auf neue Begriffsvorschläge.

Integrationsperspektiven und Integrationshemmnisse bei muslimischen Jugendlichen in Deutschland

Prof. Dr. Ahmet Toprak, Fachhochschule Dortmund



1. Einführung

Die Integrationsperspektiven und Integrationshemmnisse der muslimischen Jugendlichen werden im folgenden Beitrag anhand der gewalttätigen Jungen und jungen Männer erläutert. Der Beitrag erhebt nicht den Anspruch, alle muslimischen Jugendlichen zu repräsentieren, weil er „lediglich“ die türkischen Jugendlichen in den Fokus nimmt. Gewalt und Delinquenz von Jugendlichen „ausländischer“, insbesondere türkischer Herkunft ist in den letzten Jahren ein sehr aktuelles Thema geworden. Insbesondere Politiker, Staatsanwälte und Medien warnen davor, dass die Ausländerkriminalität kontinuierlich zunimmt und verlangen ein härteres Durchgreifen, damit die Strafen abschreckend auf andere Jugendliche wirken. Auch in einigen wissenschaftlichen Abhandlungen wird darauf verwiesen, dass die Jugendkriminalität bei türkischen Jugendlichen sehr verbreitet ist, ohne die komplexen Ursachen dafür genauer zu beschreiben. Nach Pfeiffer und Wetzels ist die Gewalterfahrung im Elternhaus ein Risikofaktor für deviantes Verhalten bei männlichen türkischen Jugendlichen. Die beiden Wissenschaftler gehen davon aus, dass Eltern, die ihre Kinder schwer körperlich strafen, damit deren soziale Kompetenz und ihre Erfolgchancen in Schule und Beruf reduzieren (vgl. Pfeiffer/Wetzels, 2000, S. 112).

Die gesellschaftlichen und institutionellen Diskriminierungserfahrungen, die auf das Leben der Migranten türkischer Herkunft Einfluss haben, finden dagegen wenig Beachtung. Dass u. a. auch die Benachteiligung von Migranten bei der Vergabe von Kindergartenplätzen (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Zehnter Kinder- und Jugendbericht) und die Tatsache, dass Einwandererkinder viel öfter als ihre deutschen Altersgenossen an eine Hauptschule empfohlen werden (vgl. Attia/Marburger, 2000), die Berufs- und Ausbildungschancen verschlechtern, wird in diesen Erklärungsansätzen für Straffälligkeit nicht berücksichtigt.

Die gesellschaftlichen und institutionellen Diskriminierungserfahrungen, die auf das Leben der Migranten türkischer Herkunft Einfluss haben, finden dagegen wenig Beachtung. Dass u. a. auch die Benachteiligung von Migranten bei der Vergabe von Kindergartenplätzen (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Zehnter Kinder- und Jugendbericht) und die Tatsache, dass Einwandererkinder viel öfter als ihre deutschen Altersgenossen an eine Hauptschule empfohlen werden (vgl. Attia/Marburger, 2000), die Berufs- und Ausbildungschancen verschlechtern, wird in diesen Erklärungsansätzen für Straffälligkeit nicht berücksichtigt.

Da die Erläuterung der sozialen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen der Zielgruppe den Rahmen dieses Beitrages sprengen würde, wird der Schwerpunkt des Beitrages auf die Männlichkeitskonzepte, mit denen viele türkischstämmige Jugendliche operieren, gelegt. Gerade der Rückzug der türkischen Jugendlichen auf die („kulturellen“) Männlichkeitskonzepte stellt die Praktiker vor großer Herausforderung. Bevor die klassischen Männlichkeitskonzepte, wie Ehre, Männlichkeit, Freundschaft oder Dominanz erläutert werden, soll die Einstellung der Zielgruppe Gewaltkriminalität zusammenfassend erörtert werden. Denn die Anwendung von Gewalt wird mit ausgeprägter Männlichkeit umschrieben. Die Ausführungen zu traditionellen Männlichkeitskonzepten beziehen sich ausschließlich auf straffällig gewordene türkische Jugendliche und repräsentieren nur diese Zielgruppe.

3. Einstellung der türkischen Jugendlichen zur (Gewalt-)Kriminalität

Ein Blick auf die Kriminalitätsstatistik zeigt eindeutig, dass die Jungen auffälliger sind als die Mädchen. Der Anteil der jugendlichen türkischen Gefangenen liegt fast dreimal so hoch wie ihr Bevölkerungsanteil in der entsprechenden Altersgruppe. Die einheimischen Deutschen stellen dagegen nur jeden zweiten Gefangenen bei einem Bevölkerungsanteil in der Altersgruppe von 78 Prozent (vgl. Pfeiffer/Wetzels, 2000, S.107f.).

Die Konsequenz zu ziehen, dass die türkischen Jugendlichen krimineller seien als die deutschen Jugendlichen, wäre fatal, weil die türkischen Jugendlichen andere soziale und wirtschaftliche Rahmenbedingungen haben als die deutschen Jugendlichen. Außerdem werden

die türkischen Jugendliche schneller angezeigt, von der Polizei intensiver kontrolliert bzw. überprüft und von der Justiz härter bestraft.

Der überwiegende Anteil der inhaftierten türkischen Jugendlichen ist männlichen Geschlechts. Dies spiegelt sich in der Statistik der Jugendgerichtshilfe der Arbeiterwohlfahrt in München nieder: Im Kalenderjahr 2004 sind bei der Jugendgerichtshilfe der Arbeiterwohlfahrt München 412 Fälle eingegangen, die auf die türkischen Jugendlichen zurückzuführen sind. Lediglich 91 Fälle (22 Prozent) gingen auf das Konto der Mädchen.

Der überwiegende Teil der weiblichen Straftaten beinhaltet den einfachen Diebstahl bzw. den Betrug. Mit Gewalttaten oder Drogendelikten fallen die Mädchen nicht intensiv auf. Bei Jungen fällt im Kalenderjahr 2004 stark ins Auge, dass knapp die Hälfte der Straftaten (170 von 321) Gewaltdelikte – Körperverletzung, Raub, Raubüberfall oder Vandalismus – beinhalten. Als Vergleich ist festzuhalten:

Bei deutschen Jugendlichen ist der Anteil der Gewaltdelikten 25 Prozent (vgl. die internen Daten Jugendgerichtshilfe der Landeshauptstadt München). Sind die türkischen Jungen gewalttätiger oder werden sie anders geprägt als die deutschen Jungen?

3. Traditionelle Männlichkeitskonzepte gewalttätiger Jugendlicher

Verläuft die soziale Integration und Partizipation der türkischen Jugendlichen in das gesellschaftliche Leben nicht positiv, spielen andere Faktoren eine entscheidende Rolle, und die Jugendlichen identifizieren sich beispielsweise nicht mehr über die erfolgreiche Schul- und Berufsausbildung, sondern legen Wert auf ein ausgeprägtes Männerbild. Die Untersuchungen des Autors in den letzten Jahren belegen eindeutig, dass z. B. gut ausgebildete junge Männer, die auch in der Gesellschaft einen hoch angesehenen Status haben, keinen Wert auf Jungfräulichkeit der zukünftigen Ehefrau legen (vgl. Toprak, 2002, S. 202.).

Die gewalttätigen oder nicht integrierten Jugendlichen hingegen, die keine Schul- und Berufsausbildung haben, als Hilfsarbeiter tätig sind und in der türkischen Community keinen hohen Stellenwert haben, betonen ihre ausgeprägte Männlichkeit und wollen unbedingt eine Frau heiraten, die ihre Jungfräulichkeit bis zur Ehe bewahrt hat (vgl. Toprak, 2007). Ausgeprägte Männlichkeit, bezogen auf Solidarität und Loyalität innerhalb des Freundeskreises, und bedingungslose Verteidigung der weiblichen Familienmitglieder werden rigide gehandhabt und spielen vor allem im Lebenskonzept der gewaltbereiten und gewalttätigen Jugendlichen eine zentrale Rolle.

Diese Männlichkeitsbilder kann man nicht einer bestimmten Religion zuordnen, weil man diese Bilder beispielsweise auch bei jugendlichen Aussiedlern beobachten kann. (vgl. Schmidt, 2002) Im Folgenden sollen die herkömmlichen Männlichkeitsbilder der türkischen Jugendlichen näher beleuchtet werden.

3.1 Solidarität und Loyalität gegenüber dem Freund

Zu den komplexen Ursachen für eine erhöhte Strafanfälligkeit männlicher türkischer Jugendlicher in der dritten Migrantengeneration gehört auch der Werte- und Normenkodex, mit dem türkische Jungen aufwachsen und über den sie ihre Identität definieren. Der Autor konnte in den Anti-Aggressivitäts-Trainings mit straffälligen Jugendlichen feststellen, dass türkischstämmige Jugendliche aufgrund ihres Ehrbegriffes zu Straftaten bereit sind. Dazu gehört ihr bedingungsloses Verständnis von Freundschaft. Sie setzen sich auch auf die Gefahr hin, dass sie verletzt werden, für den Freund ein.

Diese bedingungslose Solidarität heißt auch, dem Freund, ohne die Situation zu hinterfragen, Hilfe zu leisten. Sie ist eine tief verankerte Verhaltensnorm, über die nicht nachgedacht und die auch nicht in Frage gestellt wird. Wenn das geschehe, wäre nicht nur die Freundschaft, sondern auch die Ehre und Männlichkeit des Jugendlichen in Frage gestellt. „Ehre“

und „Männlichkeit“ sind Begriffe, die türkische Jugendliche in den Anti-Aggressivitäts-Trainings immer wieder artikulieren.

Um ihre Denkweise besser verständlich zu machen, sollen im Folgenden diese zentralen Begriffe kurz erläutert werden.

Ein (ehrenhafter) Mann steht zu seinem Wort. Diese These bekräftigt ein Sprichwort aus dem Türkischen („erkek adam sözüdür“= „ein Mann hält sein Wort“). Er muss klar und offen zu seinem Wort stehen, und er darf niemals mit „vielleicht“ oder „kann sein“ ausweichen, weil diese Antworten „nur“ von einer Frau zu erwarten sind. Darüber hinaus muss ein ehrenhafter Mann in der Lage und willens sein zu kämpfen, wenn er dazu herausgefordert wird. Die Eigenschaften eines ehrenhaften Mannes sind Virilität, Stärke und Härte. Er muss in der Lage sein, auf jede Herausforderung und Beleidigung, die seine Ehre betrifft, zu reagieren und darf sich nicht versöhnlich zeigen.

Der andere wichtige Begriff ist „Männlichkeit“. Traditionell werden türkische Jungen zu körperlicher und geistiger Stärke, Dominanz und selbstbewusstem Auftreten – im Hinblick auf die Übernahme von männlichen Rollenmustern – erzogen. Wenn ein Jugendlicher diese Eigenschaften nicht zeigt, wird er als Frau und Schwächling bezeichnet. Wenn ein Mann zu homosexuellen Männern Kontakt aufnimmt und hier die Rolle des Passiven übernimmt, wird er als schwach und unmännlich bezeichnet, weil er in diesem Fall die Frauenrolle übernommen hat, die sich mit der traditionellen Männerrolle nicht vereinbart.

Die wichtigsten Begriffe im Kontext der Männlichkeit – Stärke, Dominanz, selbstbewusstes Auftreten sowie Homosexualität – sollen im genauer betrachtet werden.

Stärke

Das wichtigste Indiz für eine ausgeprägte Männlichkeit ist die geistige und körperliche Stärke eines Mannes. Bereits im Kindesalter werden die Jungen zum Ringen, Boxen und anderen Kampfsportarten ermutigt und darin gefördert, während dies bei den Mädchen kategorisch abgelehnt wird. Wenn sich die Jungen beim Spielen verletzen und dabei weinend zur Mutter gehen, werden sie unter Umständen bestraft, da das Weinen die weibliche Rolle, die Schwäche, impliziert. (Auch bei den Anti-Aggressivitäts-Trainings-Teilnehmern fällt sehr stark ins Auge, dass sie Kampfsport trainieren und körperlich sehr gut gebaut sind.) Darüber hinaus wird oft von Jugendlichen zum Ausdruck gebracht, dass Schläge zum Erziehungsauftrag der Eltern gehören, damit aus dem Jungen ein richtiger Mann wird.

Homosexualität

Die Bezeichnung „schwul“ ist sowohl im Türkischen als auch im Deutschen in bestimmten Kontexten negativ besetzt. Aber bei türkischen Männern – in unserem Kontext – gibt es zwei unterschiedliche Bewertungen von Homosexualität. Die aktive Rolle beim Geschlechtsverkehr wird mit den Begriffen Stärke, Dominanz, Potenz und Männlichkeit in Verbindung gebracht. Die passive Rolle wird dagegen mit den Begriffen Schwuchtel, Frau und Schwächling abgewertet und ist verpönt. Bei den Jugendlichen wird man nur dann als „schwul“ bezeichnet, wenn man die Rolle des Schwächeren übernimmt, weil diese in der Regel die Frauenrolle impliziert und nicht in das beschriebene Männerbild passt.

Dominanz und selbstbewusstes Auftreten

Türkische Jungen treten im Gegensatz zu Mädchen sehr dominant und selbstbewusst auf. Sie werden zu diesem Verhalten erzogen und ermuntert. Ein Junge muss in der Lage sein zu entscheiden, was für die später zu gründende Familie das „Richtige“ und „Vorteilhafte“ ist. Dies kann er u .a. dadurch unter Beweis stellen, indem er seine Position selbstbewusst verteidigt und auf Meinungen, die von außen an ihn herangetragen werden, keine Rücksicht

nimmt. Dies könnte ihm sonst als Schwäche ausgelegt werden, was von „Frauen zu erwarten ist“.

Dominanz und selbstbewusstes Auftreten werden jedoch nur in bestimmten Grenzen gefördert. Wenn die jungen Männer mit 18 Jahren oder später den Wunsch äußern, das Elternhaus zu verlassen, ohne dass sie geheiratet haben, wird dies von den Eltern in der Regel missbilligt und nicht erlaubt.

Die Ausführungen machen deutlich, dass der Zusammenhalt, hier Loyalität, in der Gruppe bzw. unter Freunden eine große und ganz zentrale Rolle spielt und dem Begriff der Freundschaft eine entscheidende Bedeutung zugesprochen wird. Freunde tun alles füreinander: Es wird geteilt, was man hat, wie z.B. Geld, Essen, Kleidung etc. Massenschlägereien können deshalb zu Stande kommen, weil der Freund nicht allein gelassen werden darf. Der Wert der Freundschaft spielt auch in der Gruppendynamik eine zentrale Rolle. Aus einer Dreier-Gruppe kann ganz schnell eine Großgruppe werden, wenn diese drei Jugendlichen Freunde haben, die sich mit ihnen solidarisieren.

Die Freundschaft wird verletzt,

- wenn die Mutter und andere weibliche Familienmitglieder (Freundin, Frau, Schwester, Ehefrau des Bruders etc.) beschimpft, beleidigt oder angeschaut werden,
- wenn die Männlichkeit oder die Potenz angezweifelt werden und
- wenn man als „schwul“ beschimpft wird.

3.2 Bedingungslose Verteidigung der weiblichen Familienmitglieder

Der Grund für die bedingungslose Verteidigung der weiblichen Familienmitglieder begründet sich vom Wert der Ehre her. Jugendliche in Deutschland mit wenig Selbstwertgefühl und geringem sozialen Ansehen betonen diesen Wert rigider – wie auch beim Thema „Solidarität und Loyalität gegenüber dem Freund“ festgestellt – als Jugendliche und Heranwachsende, die den sozialen Aufstieg vollzogen haben bzw. vollziehen werden. In den folgenden Zeilen wird zunächst der Wert der Ehre im Allgemeinen beschrieben, um später den Bogen hin zu Jugendlichen zu spannen, die Gewalt anwenden bzw. wenig Selbstbewusstsein zeigen.

Der Begriff der Ehre (im Türkischen *namus*) im traditionellen Kontext klärt die Beziehung zwischen Mann und Frau sowie die Grenzen nach innen und außen. Ein Mann gilt als ehrlos, wenn seine Frau oder Freundin beleidigt oder belästigt wird und er nicht extrem und empfindlich darauf reagiert. Derjenige Mann gilt als ehrenhaft, der seine Frau verteidigen kann, Stärke und Selbstbewusstsein zeigt und die äußere Sicherheit seiner Familie garantiert. Eine Frau, die einen Ehebruch begeht, befleckt damit nicht nur die eigene Ehre, sondern auch die ihres Gatten, weil der Mann nicht genug Mann war, sie davon abzuhalten. Werner Schiffauer (1983) beschreibt die Bereiche des Innen und Außen wie folgt: *„Dem Wert der Ehre (namus) unterliegt die Vorstellung einer klaren Grenze, die Innen, den Bereich der Familie, vom Außen, der – männlichen – Öffentlichkeit des Dorfes oder der Stadt, scheidet. Die Ehre eines Mannes ist beschmutzt, wenn diese Grenze überschritten wird, wenn jemand von außen einen Angehörigen der Familie, womöglich eine der Frauen, belästigt oder angreift. Als ehrlos (namussuz) gilt der Mann, der dann nicht bedingungslos und entscheidend den Angehörigen verteidigt.“* (Schiffauer, 1983, S. 65.)

Auf Beibehaltung dieser familialen Grenze nach innen und außen wird auch in Deutschland großen Wert gelegt. Ehre (*namus*) regelt nicht nur die Beziehung nach innen und außen, sondern sie bestimmt auch das Verhältnis zwischen Mann und Frau. Wenn von *namus* gesprochen wird, bedeutet sie für den Mann und die Frau Unterschiedliches. *Namus* bedeutet für die Frau, dass sie bis zur Ehe ihre Jungfräulichkeit wahrt und während der Ehe treu bleibt. Die *namus* eines Mannes hängt in erster Linie vom Verhalten seiner Frau ab. Ehre im Sinne von *namus* impliziert, dass die Männer die Sexualität ihrer Frauen, Ehefrauen, Töchter und Schwestern kontrollieren und dass Männer Ehre besitzen, wenn ihre Kontrolle sozial anerkannt und gerechtfertigt ist. Pfluger-Schindlbeck beschreibt diese Beziehung folgendermaßen: *„Von der Frau verlangt die namus korrekte Bekleidung, korrektes Verhalten im Umgang mit fremden Männern, keine vor- oder außereheliche Beziehungen usw. Handelt sie dem zuwider, so muß der Mann, um seine eigene Ehre wieder herzustellen, sie im äußersten*

Fall verstoßen.“ (Pfluger-Schindlbeck, 1989, S. 63.) Ein Mann kann seine Ehre auch aus eigenem Verschulden verlieren, indem er, obwohl er Frau und Kinder hat, nach anderen (verheirateten) Frauen schaut.

Aus den Ausführungen wird deutlich, dass die Verteidigung der weiblichen Familienmitglieder als eine wichtige Anforderung an die männlichen Familienmitglieder herangetragen wird. Während selbstbewusste und offene Jugendliche in der dritten Generation sich von diesen gesellschaftlich vorgegebenen Normen befreien und sich beispielsweise über ihr Studium oder ihren Beruf definieren, klammern sich Jugendliche mit wenig Selbstwertgefühl und geringer Bildung bzw. Prestige gerade an diese Werte und betonen diese rigider als im üblichen Maße. Folgende Indizien deuten darauf hin, dass die Jugendlichen den Wert der Ehre bzw. die bedingungslose Verteidigung der weiblichen Familienmitglieder überbetonen:

- *Geringe Schulausbildung:* kein Abschluss bzw. Hauptschul- oder Sonderschulabschluss.
- *Geringe Berufsausbildung:* keine in der Gesellschaft positiv bewertete Berufsausbildung.
- *Arbeitslosigkeit oder Tätigkeit als Hilfsarbeiter:* Wenn Jugendliche aufgrund der beiden oberen Bedingungen von Arbeitslosigkeit betroffen sein werden oder sind. Wenn Erwerbstätigkeit erfolgt, dann schlecht bezahlte Hilfsarbeitertätigkeiten.
- *Geringe Allgemeinbildung:* Diese Jugendlichen haben auch eine schlechte Allgemeinbildung, können Sachverhalte nicht differenziert betrachten und sind leicht manipulierbar. Das Lesen beherrschen sie kaum, einige sind sogar halb Analphabeten.
- *Keine eigene Meinung:* Aufgrund der schlechten Allgemeinbildung und der schlechten Schul- und Berufsausbildung verfestigt sich bei den Jugendlichen auch keine eigene Meinung. Meinungen und Sachverhalte werden von den Eltern bzw. der Peer-group unreflektiert übernommen und zu Eigen gemacht.
- *Aufenthaltsmilieus:* Diese Jugendlichen verkehren in bestimmten Kreisen, wie in z.B. Freizeithäusern, bei Familienmitgliedern, in türkischen Männercafés oder Clubs und sehen und hören keine differenzierten Meinungen. Dadurch haben sie beispielsweise keinen Kontakt zu Gymnasiasten bzw. Studenten.
- *Keine (eigenen) Hobbys:* Die meisten Hobbys dieser Jugendlichen sind Kampfsportarten oder Fußballspielen. Hobbys musischer oder künstlerischer Art, in denen individuelle Interessen, Eigenschaften bzw. Begabungen ausgelotet werden, sind kaum vorhanden. Die Haupt- bzw. Lieblingsbeschäftigung dieser Jugendlichen besteht aus „Rumhängen“. Das heißt die Jugendlichen nehmen sich nichts vor, leben in den Tag hinein und treffen sich mit gleich gesinnten Freunden an den öffentlichen Plätzen, wie z.B. Parks, Straßenkreuzungen etc.
- *Überschätzung eigener Fähigkeiten:* Viele Jugendliche sind auch nicht in der Position, ihre Interessen ihren Fähigkeiten und Fertigkeiten anzupassen. Überzogene Wünsche und Erwartungen bezogen auf Schul- und Berufsausbildung prägen den Alltag von diesen Jugendlichen.
- *Geringe Frustrationstoleranz:* Die Frustrationstoleranz ist geringfügig ausgeprägt, weil die Wünsche und Erwartungen nicht umgesetzt werden können und Enttäuschungen an der Tagesordnung sind. Diese Jugendlichen wechseln oftmals von einer subventionierten Berufsmaßnahme in die andere.

4. Schlussfolgerungen

Die jahrelangen Erfahrungen des Autors in der praktischen Arbeit mit jugendlichen und jungen Männern machen deutlich, dass die tradierten Werte aus dem Herkunftsland der Eltern und Großeltern, wie Ehre, Männlichkeit, Freundschaft, Solidarität oder aber bedingungslose Verteidigung der „Ehre“ der weiblichen Familienmitglieder überbetont werden, wenn die jungen Männer in der Gesellschaft keine adäquate Anerkennung oder Perspektive finden. Eines muss betont werden: Die allermeisten Jugendlichen begründen ihr Fehlverhalten nicht mit ihrer Religion. Diese jungen Menschen mit Migrationshintergrund müssen frühzeitig erreicht werden, damit sie die freiheitlichen Werte und Normen adaptieren und für sich nutzen können. Ihnen müssen Perspektiven in dieser Gesellschaft eröffnet werden, damit das Leben in der Demokratie attraktiver erscheint als der Rückzug in die eigenethnische Nische.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!

Literatur:

Attia, Iman/Marburger, Helga: Alltag und Lebenswelten vom Migrantenjugendlichen, Frankfurt a. M. 2000.

Pfeiffer, Christian/Wetzels, Peter: Junge Türken als Täter und Opfer von Gewalt. In: DVJJ-Journal, Nr. 2, Hannover 2000.

Pfluger-Schindlbeck, Ingrid: „Achte die Älteren, liebe die Jüngeren“. Sozialisation türkischer Kinder, Frankfurt a. M. 1989.

Schmidt, Ludger: Pädagogische Reaktionen auf „gewalttätige“ männliche Aussiedlerjugendliche. In: DJI (Hrsg): Die mitgenommene Generation, München 2002.

Schiffauer, Werner: Die Gewalt der Ehre. Erklärungen zu einem Türkisch-deutschen Sexualkonflikt, Frankfurt a. M. 1983.

Toprak, Ahmet: Das schwache Geschlecht – die türkischen Männer. Zwangsheirat, häusliche Gewalt, Doppelmoral de Ehre. 2. überarbeitete Auflage, Freiburg 2007.

Toprak, Ahmet: „Auf Gottes Befehl und mit dem Worte des Propheten...“ Auswirkungen des Erziehungsstils auf die Partnerwahl und Eheschließung bei der Migranten der zweiten Generation in Deutschland, Herbolzheim 2002.



Diskussion

Moderation: Prof. Dr. Joachim Windolph, KFH NW

Wortmeldung:

Haben Sie den Eindruck, dass diese gewaltbereiten oder gewalttätigen Jugendlichen sich primär über die Volksgruppe oder die soziale Gruppe identifizieren oder ist in der Selbstwahrnehmung der Jugendlichen auch ein religiöses Element beteiligt?

Prof. Dr. Ahmet Toprak:

Mein Eindruck bei den gewalttätigen Jugendlichen war, es war weder religiös noch kulturell. Mein Eindruck war, dass die meisten Jugendlichen ihre Gewalttätigkeit mit bestimmten Werten begründen wollten. Wenn ich der deutschen Sozialpädagogin sage, ich habe das wegen meiner Ehre getan, dann ist sie still, denn sie weiß ja nicht, was Ehre bedeutet. Mein Eindruck war, dass die Jugendlichen sogar ihre bestimmten kulturellen Werte stigmatisiert haben, um Ruhe zu haben. Denn die Jugendlichen sind sozialpädagogentrainiert. Sie wissen ganz genau, was sie sagen müssen, damit sie in Ruhe gelassen werden, damit sie auch gewisses abweichendes Verhalten legitimieren können. Sie wissen das ganz genau und haben es auch mit mir probiert. Und nachdem ich in Frage gestellt habe, dass die deutsche Frau ausländerfeindlich ist, sagen sie, ich bin kein richtiger Türke, weil ich das in Frage stelle. Ich habe diese Kurse auch selber wissenschaftlich begleitet. Die Tendenzen sind geblieben, es geht immer in die gleiche Richtung, wenn dem Jugendlichen etwas nicht in den Kram passt, dann sind die anderen Schuld und diese Tendenzen sind sehr stark und die Stigmatisierung der eigenen Werte und Normen, um weiter zu kommen, ist immer noch gleich bleibend.

Wortmeldung:

Sie sagten, dass integrierte Jugendliche die Wertigkeit von Begriffen wie Freundschaft, Ehre etc. niedrig setzen. Sehen Sie eine Chance, dass bei denjenigen, die eine archaische Besetzung der Begriffe verinnerlicht haben, diese Begriffe mit zivilisierten Inhalten gefüllt werden könnten? Ich fände es schade, wenn man diese Begriffe vom Grundsatz entwerten müsste, um diese Jugendlichen in eine normale Gesellschaft zu integrieren.

Prof. Dr. Ahmet Toprak:

Es war deshalb auch mein Vorschlag, diese Werte in die Jugendsozialarbeit, in die Jugendarbeit, vor allem auch in den schulischen Kontext mit einzubeziehen, um sie anders zu definieren. Ich fände es auch schade. Es gibt nicht schön oder nicht schön, das ist immer Ansichtssache. Es geht darum, dass die Jugendlichen sich zurecht finden. Und ich bin der Meinung, wenn Sie jugendliche Gewalttäter nach Ehre fragen und wenn Sie Universitätsabsolventen nach Ehre fragen, werden Sie ganz andere Antworten bekommen. Die Begriffe sind nicht statisch. Die Begriffe sind flexibel. Ebenso ist Kultur nicht statisch. Kultur lebt davon, dass man nimmt und gibt und dass auch Bedingungen das Ganze beeinflussen und dass das Ganze beweglich ist. Mit den Begrifflichkeiten ist das ähnlich. Auch diese Begrifflichkeiten sind nicht statisch, sondern sie müssen gefühlt werden. Deshalb schlage ich auch vor, dass man, wenn man mit so einer Zielgruppe arbeitet, sie mit einbezieht.

Wortmeldung:

Ich habe als Trainerin im Bereich Konfliktbearbeitung gearbeitet und arbeite auch da und mich interessiert diese Konfrontation als Trainingsmethode. Ich glaube, dass es sowohl gut ist manche Dinge in Frage zu stellen, zu konfrontieren, aber ist es nicht auch nötig viel Raum für Anerkennung und Selbstwertgefühlentwicklung zu bieten? Was hilft diesen Jugendlichen diese Grenzen auszuprobieren?

Prof. Dr. Ahmet Toprak:

Konfrontation bedeutet erst mal Beziehung. Wir sagen, konfrontative Pädagogik funktioniert nur auf der Beziehungsebene. Beziehungsebene bedeutet, ich muss eine Beziehung zu einem Menschen haben und zur Beziehung gehört vollkommene Anerkennung. Jugendliche sagen immer: „Ey, weißt Du warum ich gewalttätig geworden bin? Alle Leute sind Nazis und

ich hatte keine andere Wahl.“ Typische Vorgehensweise nach dem Motto „Die anderen sind schuld“. Es mag sein, dass es hier Ausländerfeindlichkeit gibt. Ich spüre das am eigenen Leibe, aber sich darauf zu beziehen, um dann einen Ruheraum zu haben, das gilt nicht. Ausländerfeindlichkeit gibt es, aber nicht alle sind ausländerfeindlich. Die fünf bis sieben Prozent, die so sind, kann man nicht auf alle übertragen, das geht nicht. Die Frage ist, was ist mein Anteil. Was kann ich dazu beitragen, damit es besser wird. Das heißt die Ängste der Jugendlichen wahrnehmen, sie zu akzeptieren, aber es dann anzupacken, um es zu verbessern. Das war mein Ansatz. Und das akzeptieren sie dann auch. D.h. nicht sofort sagen, nein, hier gibt es keine Ausländerfeindlichkeit, ernst nehmen, aber auf der anderen Seite, was kannst du dazu beitragen, damit es besser wird. Und wenn Sie die Konfrontationspädagogik nachlesen möchten, kann ich Sie auf mein eigenes Buch „Jugend und Gewalt“ verweisen. Da wird ganz genau beschrieben, wie das aufgebaut ist und welche Kriterien dort vorhanden sind.

Wortmeldung:

Das klassische Beispiel: „Der hat zu mir Hurensohn gesagt und daher darf ich dem in die Fresse hauen“. Die Jugendlichen nehmen das als Legitimation, um körperliche Gewalt anzuwenden. Wie entkräftet man diese Entschuldigung mit genau dem Hintergrund, von Ihrer Warte aus?

Prof. Dr. Ahmet Toprak:

Ich kann nur von meinem Ansatz reden und ich frage den Jugendlichen: „Was hast Du dazu beigetragen, dass er zu Dir Hurensohn gesagt hat?“ Meine These heißt zu einer Konfrontation führen. An einem Konflikt ist niemals einer hundert Prozent und der andere null Prozent schuld, so etwas gibt es ganz selten. D.h. es gibt immer zwei Parteien, wenn es einen Konflikt gibt und es ist nicht so, dass der eine immer das schwache Lamm ist und der andere der Täter. So etwas ist in der Gewaltforschung selten vorhanden. Ich hinterfrage, was hast du dazu beigetragen, dass er das gesagt hat. Statt auszuflippen, also ich meine argumentativ auszuflippen, würde ich fragen, wieso hat er dir das gesagt, und dann kommt heraus, er hat ihn provoziert, d.h. er ist auch beteiligt und meine Erfahrung ist es, dass die Jugendlichen dann kleinlaut werden. Also wirklich den Fall auf den Tisch legen und dann hinterfragen. Ich bin sicher, dass der Jugendliche einsehen wird, dass er auch dazu beigetragen hat. Oder er hatte Bock auf Gewalttätigkeit und er wollte als erster anfangen, d.h. seine Gewalttätigkeit, seine Aggression legitimieren, damit er dann sagen kann, er hat das zu mir gesagt. Diese Tendenz sehen wir auch bei Gewalttätern.

Vorstellung der Informationsstände

Prof. Dr. Joachim Windolph, KFH NW

Modelle der Gruppenleiterausbildung für muslimische Jugendliche im Jugendhof Vlotho und in Mannheim

DITIB - Referat für Interreligiöse und Interkulturelle Zusammenarbeit
Frau Seyda Can, Islamische Theologin

- Die Kurse vom Jugendhof Vlotho sind speziell für Jugendgruppenleiter/innen konzipiert, die mit muslimischen Kindern und Jugendlichen arbeiten.
- In Mannheim werden muslimische Jugendarbeiter/innen als Jugendleiter im Sinne des deutschen Kinder- und Jugendhilfegesetzes qualifiziert.
- In beiden Projekten lernen die Jugendarbeiter/innen verschiedene Projekte zu planen und gemeinsam mit Partnern aus nicht-muslimischen Einrichtungen zu verwirklichen.

1. Projekt: JuLeiCa Kurse im Jugendhof Vlotho

JuLeiCa Kurse, die vom Jugendhof Vlotho angeboten werden, sind speziell für Jugendgruppenleiter/-innen konzipiert, die mit muslimischen Kindern und Jugendlichen arbeiten. Ziel ist es, ehren- oder nebenamtlichen Mitgliedern von verschiedenen Vereinen und Organisationen eine Möglichkeit zu bieten, über muslimische Kinder und Jugendarbeit in Deutschland einen Einblick zu verschaffen, die Grundlagen der Jugendarbeit zu vermitteln und die Jugendgruppenleiter für den speziellen Umgang mit muslimischen Kindern und Jugendlichen sensibilisieren.

2. Projekt: Ausbildungen in Mannheim

Qualifizierung von Jugendarbeitern in muslimischen Verbänden – Mannheim

In einer aufeinander aufbauenden Seminarreihe werden muslimische Jugendarbeiter/innen als Jugendleiter im Sinne des deutschen Kinder- und Jugendhilfegesetzes qualifiziert. Die Qualifizierung beinhaltet nicht nur die Erlangung pädagogischer Fähigkeiten und das Erlernen rechtlicher Grundlagen, sondern auch die dauerhafte Vernetzung und Kooperation mit nicht-muslimischen Jugendeinrichtungen. Als zukünftige Entscheidungsträger in den Moscheevereinen sind die Jugendleiter/innen wichtige Multiplikatoren für die Integrationsarbeit und den interreligiösen Dialog.

In beiden Projekten lernen die JugendarbeiterInnen u.a. verschiedene Projekte zu planen und gemeinsam mit Partnern aus nicht-muslimischen Einrichtungen zu verwirklichen.

Kontakt:

Seyda Can, Islamische Theologin

DITIB - Referat für Interreligiöse und Interkulturelle Zusammenarbeit

Venloer Str. 160, 50823 Köln

e-mail: can@ditib.de

www.ditib.de

Hochschulpartnerschaft Köln - Bethlehem
Projektbüro der KFH NW, Abt. Köln zur Hochschulpartnerschaft mit der Universität
Bethlehem

Diplom - Sozialpädagogin Ina Borkenstein

- Zwischen der Katholischen Fachhochschule NW, Abt. Köln und der Bethlehem University besteht seit 2001 eine Hochschulpartnerschaft.
- Im Rahmen der bestehenden Kooperation wurden acht studentische Begegnungen, ein Forschungsprojekt sowie zwei Konferenzen und eine Weiterbildungsmaßnahme organisiert.

Der Austausch ist im Rahmen der bestehenden Kooperation wie folgt gekennzeichnet:

- acht studentische Begegnungen in Köln und Bethlehem
- eine Konferenz zu dem Thema „Förderung des Dialogs zwischen Christen und Muslimen als Aufgabe Sozialer Arbeit“ (Köln 2003)
- eine Partnerschaftskonferenz zu dem Thema „Identität in der Postmoderne“ (Bethlehem 2005)
- eine Fort- und Weiterbildung für Sozialarbeiter zum Thema „Konfliktmanagement in der Sozialen Arbeit: Training of the Trainers“ (Köln 2006)

In 2007 ist ein gemeinsames Handlungsforschungsprojekt gestartet. Unter studentischer Beteiligung wurden Lebensbedingungen und Werteorientierungen von Jugendlichen in Palästina und in Deutschland erforscht. Schwerpunkte der Befragungen waren die Themenbereiche Familie, Religion, Politik und berufliche Zukunft sowie Strategien zum Umgang mit Konflikten, Wünsche für die Zukunft, Einschätzung der eigenen Lebensperspektiven und Wünsche an Jugendorganisationen und die Gesellschaft.

Im Juni 2007 fand in diesem Rahmen ein interkultureller Austausch zwischen der deutschen und der palästinensischen Projektgruppe mit einem Forschungsseminar in Bethlehem statt. Auf der Basis der gewonnen Erkenntnisse sollen innovative Ansätze der Jugendarbeit in Deutschland und Palästina erarbeitet und in die Praxis umgesetzt werden. Die Ergebnisse werden im November 2007 an der KFH NW in Köln unter Beteiligung der palästinensischen Gruppe präsentiert.

Zudem findet im Oktober 2007 in Köln eine studentische Begegnung statt zu dem Thema „Social and Cultural differences: Diversity as a Challenge and a Chance for Social Work and Social Education“.

Kontakt:

Diplom-Sozialpädagogin/ Diplom-Sozialarbeiterin Ina Borkenstein
KFH NW, Abt. Köln
Projektbüro zur Hochschulpartnerschaft mit der Universität Bethlehem
Wörthstr. 10, 50668 Köln
Tel. 0221-7757-142, Fax: -180
e-mail: i.borkenstein@kfhnw.de
www.kfhnw.de/koeln/international.php

**Gesprächskreis für muslimische und christliche Jugendliche
im Jugendzentrum Klingelpütz in Köln**
Diplom-Sozialpädagogin Jussra Schröer

- Um die Jugendlichen zu unterstützen, sich selbst als Experten mit den Auswirkungen der Religion im Alltag auseinander zu setzen, wurde im Frühjahr 2003 mit einem Gesprächskreis für Jugendliche im Jugendzentrum des Kölner Stadtviertels Eigelstein begonnen.
- Dabei begegnen sich Jugendliche unterschiedlicher Glaubensrichtungen und diskutieren gemeinsam über Themen des Alltags.

Die Debatte über Jugendliche muslimischen Glaubens, die oft im Zusammenhang mit gescheiterter Integration in problematischen Stadtvierteln dargestellt wird, ist in den letzten Jahren ein präsent Thema. Es wird über Jugendliche gesprochen und diskutiert, aber sie selbst kommen selten authentisch zu Wort. Demzufolge erscheinen in Politik, Medien und Öffentlichkeit einseitige und problematische Bilder über Menschen muslimischen Glaubens in der Gesellschaft.

Um die Jugendliche zu unterstützen, sich selbst als Experten mit den Auswirkungen der Religion im Alltag auseinander zu setzen, wurde im Frühjahr 2003 mit einem Gesprächskreis für Jugendliche im Jugendzentrum des Kölner Stadtviertels Eigelstein begonnen. Dabei begegnen sich Jugendliche unterschiedlicher Glaubensrichtungen und diskutieren gemeinsam über Themen des Alltags auf gleicher Augenhöhe. Die Themen werden mit den Jugendlichen selbst besprochen und geplant. Hierbei handelt es sich meistens um den Islam, aber es geht auch um aktuelle politische und gesellschaftliche Themen im Alltag. Folgende Themen wurden u. a. bisher behandelt:

- Die Bedeutung von Jesus im Neuen Testament und im Islam
- Die Rolle der Frau im Islam
- Die Antiterrordatei: Auswirkungen des 11. September 2001
- Religion in Medien und Öffentlichkeit
- Berufsberatung für Jugendliche mit Migrationshintergrund
- Normen und Werte im Christentum und im Islam
- Kindererziehung im Christentum und im Islam
- Identität zwischen zwei Kulturen
- Juden in Deutschland: Gespräch mit einem Vertreter der liberalen jüdischen Gemeinde Köln

Kontakt:

Jussra Schröer, Diplom-Sozialarbeiterin/Diplom-Sozialpädagogin, Absolventin der KFH NW

e-mail: yusra@web.de

(siehe auch zu diesem Projekt den Beitrag von Norbert Bauer im Nachtrag)

AG Islamisch - Christliche Begegnung Neuwied
Diplom-Pädagogin Brigida Ferber, Int. Christlicher Friedensdienst EIRENE
 Cavit Yilmazer, Ausländerbeirat der Stadt Neuwied

- "Verständnis braucht Begegnung" ist seit Jahren ein Leitmotiv des internationalen christlichen Friedensdienst EIRENE.
- Seit einem Jahr organisiert EIRENE reihum Treffen mit Vertreter/innen von vier Kirchengemeinden, zwei Moscheegemeinden, dem Ausländerbeirat und dem Diakonischen Werk.
- Dort werden religiöse Erfahrungen ausgetauscht, Gemeinsamkeiten festgestellt und Aktivitäten zur Begegnung der verschiedenen Religionen geplant. Jugendarbeit ist ein Schwerpunkt.

Initiiert durch den Internationalen Christlichen Friedensdienst EIRENE trifft sich seit einem Jahr die Arbeitsgruppe islamisch-christliche Begegnung etwa alle 6 Wochen in der Stadt Neuwied. An der Arbeitsgruppe nehmen Vertreter/innen von zwei Neuwieder Moscheegemeinden und vier christlichen Kirchen (evangelische Marktkirche, katholische Pfarrgemeinde Neuwied-City, evangelische Mennonitengemeinde, Herrnhuter Brüdergemeinde) sowie vom Ausländerbeirat, vom Diakonischen Werk und von EIRENE teil.

Die Treffen finden reihum in den verschiedenen Institutionen statt. Zu Beginn wird aus dem eigenen Erleben einer jeden Religion berichtet (z.B. Feste, Fasten, Sterben und Tod). Oft konnten die Teilnehmer/innen zu ihrem Erstaunen Gemeinsamkeiten im Christentum und Islam entdecken. Am Ende eines Treffens steht der Besuch des jeweiligen Gotteshauses.

Inhaltlicher Schwerpunkt der Arbeit war zunächst eine Ist-Analyse für die Neuwieder Innenstadt, in der Angehörige von über 50 verschiedenen Nationalitäten leben. Die daraus entstehenden Konfliktfelder wurden analysiert und Treffpunkte Jugendlicher herausgearbeitet. Danach wurden Wünsche für die zukünftige Arbeit entwickelt und eine konkrete Planung erstellt.

Eine erste konkrete Jugendaktivität war der Besuch einer Konfirmandengruppe bei einer Jugendgruppe in einer der zwei Moscheegemeinden.

Kontakt:

Diplom-Pädagogin Brigida Ferber, Int. Christlicher Friedensdienst EIRENE
Cavit Yilmazer, Ausländerbeirat der Stadt Neuwied
 e-mail: ferber@eirene.org

Reisen mit muslimischen und christlichen Jugendlichen in die Türkei

Evangelische Kirche Waldbröl

Pfarrer Jochen Gran

- Im Zusammenhang mit dem repräsentativen Moscheeneubau in Waldbröl und den dadurch in der Bevölkerung ausgelösten Unmutsäußerungen, ist die evangelische Kirchengemeinde in Waldbröl in die Offensive gegangen.
- Eine gemeinsame deutsch-türkische Jugendbegegnungsfreizeit in der Türkei 1995 hat bis heute nachhaltig die Türen für interessante Begegnungen geöffnet.

Im Zusammenhang mit dem repräsentativen Moscheeneubau in Waldbröl und den dadurch in der Bevölkerung ausgelösten Unmutsäußerungen, ist die evangelische Kirchengemeinde in Waldbröl in die Offensive gegangen.

Eine gemeinsame deutsch-türkische Jugendbegegnungsfreizeit in der Türkei 1995 hat bis heute nachhaltig die Türen für interessante Begegnungen geöffnet.

Kontakt:

Pfarrer Jochen Gran

Evangelische Kirche Waldbröl

e-mail: gran-family@gmx.de

Integrationshilfen für muslimische Jugendliche Köln

Coach e.V. - Kölner Initiative für Bildung und Integration junger Migranten

Diplom-Sozialpädagoge Mustafa Bayram

Christian Gollmer, Student KFH NW

- Die Koordinierungsstelle "Interkulturelle Elternarbeit" in Köln zielt darauf ab, neue Wege zur Bekämpfung von Benachteiligung und Ungleichheiten von Arbeitenden und Arbeitssuchenden auf dem Arbeitsmarkt zu erproben.
- Im Übergang in ein erfolgreiches Berufsleben stehen ausländische Jugendliche in Köln vor großen Problemen.
- Interkulturelle Elternarbeit begreift sich als Bindeglied zwischen Eltern, Jugendlichen und Schule.

Die Koordinierungsstelle "Interkulturelle Elternarbeit" in Köln arbeitet im Rahmen der Equal - Entwicklungspartnerschaft. Equal ist eine europäische Initiative und wird aus dem Europäischen Sozialfonds gefördert. Equal zielt darauf ab, neue Wege zur Bekämpfung von Benachteiligung und Ungleichheiten von Arbeitenden und Arbeitssuchenden auf dem Arbeitsmarkt zu erproben.

Projektskizze:

Im Übergang in ein erfolgreiches Berufsleben stehen ausländische Jugendliche in Köln vor großen Problemen. Interkulturelle Elternarbeit begreift sich als Bindeglied zwischen Eltern, Jugendlichen und Schule.

Unsere Ziele:

- qualifizierte Schulabschlüsse
- umfassende Beratung und Begleitung der Eltern
- erweiterte Kompetenzen führen zu mehr sozialer Handlungsfähigkeit und somit zu einem gelingenden Übergang Schule/Beruf sowie einer erfolgreichen Integration in die deutsche Gesellschaft.

Kontakt:

Diplom-Sozialpädagoge Mustafa Bayram und Christian Gollmer, Student KFH NW

Coach e.V.

Kölner Initiative für Bildung und Integration junger Migranten

Oskar-Jäger-Str. 139

50825 Köln

Tel./Fax 0221/5465625

e-mail: coach.koeln@gmx.de

<http://www.coach-koeln.de>

Integration in der Moschee

Rafet Öztürk, Dialogbeauftragter bei DITIB
Peter Rummel, Otto Benecke Stiftung e.V.

- Das Projekt „Integration in der Moschee“ ermutigt Jugendliche ihre Kenntnisse, Fähigkeiten und Interessen zu beschreiben und zu entdecken.
- Ziel ist es ihnen zu ermöglichen, ihre eigenen Berufsvorstellungen und Zukunftspläne zu entwickeln.
- Ferner wird versucht intensiven Kontakt zu den ausbildenden Institutionen herzustellen. Dies geschieht in Form von Kontaktbörsen und Praktika.

Das Projekt „Integration in der Moschee“ ermutigt Jugendliche ihre Kenntnisse, Fähigkeiten und Interessen zu beschreiben und zu entdecken. Ziel ist es ihnen zu ermöglichen, ihre eigenen Berufsvorstellungen und Zukunftspläne entwickeln. Ferner wird versucht intensiven Kontakt zu den ausbildenden Institutionen herzustellen. Dies geschieht in Form von Kontaktbörsen und Praktika.

Kontakt:

Rafet Öztürk, Dialogbeauftragter bei DITIB

DITIB, Venloer Str. 160, 50823 Köln

e-mail: oeztuerk@ditib.de

www.ditib.de

Peter Rummel

Otto Benecke Stiftung e.V., Kennedyallee 105 - 107, D-53175 Bonn

Tel.: ++49-(0)228-8163-208, Fax : ++49-(0)228-8163-300

peter.rummel@obs-ev.de,

<http://www.obs-ev.de>

Christlich-muslimisches Infocafé

Diplom-Sozialpädagogin Cevriye Güler, DITIB

Werner Höbsch, Referat für Interreligiösen Dialog der Erzdiözese Köln

- Das christlich-muslimische Infocafé bietet einen Ort des Dialogs zwischen Menschen unterschiedlicher Religionen und Kulturen.
- Neben Tee und Kaffee erhalten Sie Informationen über die Aktivitäten von DITIB und dem Referat für Interreligiösen Dialog im Erzbistum Köln.
- Das christlich-muslimische Infocafé befindet sich in Raum 430.

Es bietet einen Ort des Dialogs zwischen Menschen unterschiedlicher Religionen und Kulturen. Neben Tee und Kaffee erhalten Sie Informationen über die Aktivitäten von DITIB und dem Referat für interreligiösen Dialog im Erzbistum Köln. Das Infocafé ist hier heute in Raum 430, vertreten durch Frau Cevriye Güler und Herrn Werner Höbsch, der heute Nachmittag noch referieren wird.

Podiumsdiskussion zu Perspektiven der interreligiösen Jugend(sozial)arbeit



Foto: Kathrin Becker, Redakteurin der Kirchenzeitung des Erzbistums Köln

- Jugendbischof Dr. Franz-Josef Bode, Bistum Osnabrück (Einleitendes Statement)
- Pater Franz-Ulrich Otto SDB, Vorsitzender der BAG Katholische Jugendsozialarbeit
- Bekir Alboga MA, Referatsleiter für interreligiöse und interkulturelle Zusammenarbeit bei DITIB
- Seyda Can, muslimische Theologin, DITIB
- Dipl.-Sozialpädagogin Vesna Varga, Jugendmigrationsdienst Bonn

Moderation

Werner Höbsch, Referat für Interreligiösen Dialog der Erzdiözese Köln

Bischof Dr. Franz-Josef Bode, Osnabrück:

Sehr geehrte Damen und Herren, bei so viel hier versammelter praktischer und theoretischer Kompetenz, bin ich selbst zunächst einmal ein Hörender. Denn ich habe mit der Alltagsarbeit nicht immer so direkt zu tun. Deshalb war es mir wichtig, die theoretischen und praktischen Erörterungen des heutigen Morgens in ihrer Vielschichtigkeit und Komplexität auch selbst mitzubekommen.

Ich wurde im Vorfeld dieser Tagung gefragt, wie aus meiner Sicht in einer pluralen und multi-religiösen Gesellschaft, die sich permanent verändert, die junge Generation den Wandel mit prägen könne, nicht zuletzt auch aus Glaube und Kirche heraus. Bevor ich darauf eine Antwort versuche, ist festzustellen, dass es zunächst einmal die Wandlungen und Veränderungen sind, die die jungen Leute prägen. Für alle jungen Menschen in Deutschland, ob sie zugezogen oder hier groß geworden sind, gilt grundsätzlich: Individualisierung, Konsumismus, Pluralismus und eine hohe Komplexität der Wirklichkeit, eine daraus erwachsene Differenziertheit und eine Segmentierung der Wirklichkeit in viele Bereiche, und das alles in einer sich globalisierenden Welt machen es den Jugendlichen schwer, zu einem praktikablen Lebens- und Glaubensentwurf zu kommen.

Das ist für Erwachsene schon schwierig, um so mehr für junge Leute. Sie sehen sich auf sich selbst zurückgeworfen – je nach Herkunft natürlich in verschiedenem Maß –, und viele leiden darunter. Konfessionelle oder auch religiöse Zugehörigkeiten werden unsicher; nicht selten sind sie ganz zerbrochen oder gar nicht erst zustande gekommen, wenn ich an die jungen Leute im östlichen Teil unseres Landes denke.

Ich habe vor einiger Zeit einen Brief an junge Erwachsene geschrieben mit dem Titel: „Mensch, wie lebst Du?“ Also bewusst nicht mit dem Titel „Was glaubst Du?“, sondern „Wie lebst Du?“. Ich habe die jungen Leute eingeladen, mir zu antworten, wie sie ihren Tag gestalten, wovon sie Angst haben, was sie bedrückt, woran sie Freude haben. Über 600 Briefe habe ich erhalten – sehr viele natürlich aus dem kirchlichen Umfeld. Die meisten waren mit der Hand geschrieben und zeugten von großem Vertrauen. Sie haben mir gezeigt, dass es bei allen doch grundlegende Fragestellungen gibt, die, so denke ich, auch für unser Thema wichtig sind. Denn wir können nicht in einen religiösen Dialog eintreten, in einen lebendigen Dialog oder besser noch in eine ganzheitliche Begegnung, wenn wir nicht das Leben wahrnehmen. Nur auf der Ebene der Sprache oder des Kognitiven werden wir keine Lösungen finden.

Die Grundfragen, mit denen sich die jungen Leute in Ihren Antworten auseinandersetzten, waren im wesentlichen: Wo kann ich leben? Wo finde ich Raum für mein Leben? Wie kann ich leben? Gibt es Orientierungen? Wie kann mein Leben gelingen? Wovon kann ich leben, materiell, aber auch aus welchen Quellen? Mit wem kann ich leben? Wie gelingen Beziehungen, wie gelingt unser Wir? Und: Wofür kann ich leben? Wofür lohnt es sich zu leben? Hat alles überhaupt ein Ziel?

Jeder dieser sehr ernst zu nehmenden Antwort-Briefe hätte es verdient gehabt, in die konkrete Lebenssituation der Absenderin oder des Absenders hinein noch einmal beantwortet zu werden. Das konnte ich allerdings nicht leisten. Darum habe ich zusätzlich zu einer gemeinsamen Veranstaltung nach Osnabrück eingeladen, wo wir einige dieser Fragen näher angegangen sind. Für uns heute möchte ich das alles noch einmal verdichten auf vier Grundfragen:

Wie gelingt mein Leben? Wie werde ich selbstfähig im guten Sinn des Wortes, wie werde ich ich-fähig? Wie kann ich in dem Ganzen, das ich erlebe, ‚durchkommen‘? Wenn wir da jungen Leuten, woher sie auch immer kommen, keine Hilfe geben, werden sie schwer miteinander leben können.

Wie gelingen meine Beziehungen? Wie werde ich wir- und sozialfähig? Wir erleben oft das Gegenüber: Individuum – Masse. Wie kann daraus das Miteinander von Person und Gemeinschaft werden? Und wie kann man miteinander Vertrauen gewinnen? Das war das erste und meist genannte Thema in den Briefen: Beziehungen und Vertrauen. Wem kann ich überhaupt trauen? – Wenn es um solche Fragen wie interreligiöse Arbeit geht, müssen diese menschlichen Dinge überhaupt erst einmal angesprochen sein. Und sie müssen von den Religionen, wenn auch unterschiedlich, so aber doch auch wieder gemeinsam beantwortet werden.

Wie gelingt Zukunft? Das ist die Frage nach der Hoffnungsfähigkeit. Dazu gehört natürlich auch die Frage der Ausbildung, des Arbeitsplatzes: Was habe ich überhaupt für Aussichten? Viele junge Menschen – aber nicht zuerst oder allein die jungen – leben stark im Jetzt: das Leben als letzte Gelegenheit, wo es gilt, alles zu verkosten. Aber gleichzeitig bohrt doch auch die Frage: Wo geht denn eigentlich alles hin? Auch das war ein großes Thema in den Briefen.

Und ein Viertes: **Was hat das alles für einen Sinn?** Gibt es so etwas wie Gott? Was mache ich, wenn ich Leid erfahre, wenn ich Verlust erfahre? Leid und Verlust und Tod war das vierte wichtige Thema.

Aus all dem spricht eine tiefe Sehnsucht, die wach ist auch für die Durchkreuzungen des Lebens. Wenn wir in unseren Religionen auf diese Fragen keine Antworten finden, wenn die Lebensrelevanz der Religionen nicht deutlich wird, dann kann einer Reden halten, dann kann ein anderer noch ein Gebet sprechen, dann kennt ein dritter vielleicht noch bestimmte rituelle Abläufe. Aber mit ihrem wirklichen Leben hat das nichts mehr zu tun. Die berühmte Frage „Was bringt mir das?“ ist nicht immer nur die Frage nach der Nützlichkeit. Darin steckt auch: „Was bedeutet das eigentlich für mein Leben?“ Das ist eine positive Frage. Und wem dann

ein gewisses Gespür für Religiosität, für „Rückbindung“, geblieben ist – auch bei all dem, was heute an Agnostizismus und Atheismus da ist –, der sieht sich vor verschiedenen Möglichkeiten:

Die einen basteln sich eine individuelle Patchwork-Religiosität. Sie nehmen aus allen möglichen Religiositäten und Weltanschauungen etwas, was sie für sich brauchen können. Andere bilden kleine, in sich geschlossene Überzeugungsgruppen in loser Anbindung an eine Religionsgemeinschaft. Ich will sie jetzt nicht Sekten nennen, sondern „kleine Gruppen“, die sich an ihrer religiösen Rückbindung festhalten. Oder es kommt zu ideologisch-fundamentalistischen Verstiegenheiten in der Bindung an eine existierende Kirche oder Religion, die manchmal sogar in der Gefahr stehen, in Extremismus und Terror abzugleiten.

Aber ich will hier auch betonen, dass es sehr viele gibt, die in ihren ererbten Traditionen in positiver Weise mitleben, dort Heimat suchen und auch finden. Ich denke etwa an die vielen jungen Menschen auf den Weltjugendtagen. So oder ähnlich gibt es auch in den anderen Religionen die Jugendlichen, die auf ganz normale Weise – auch in ihren Familien – ihren Glauben leben.

Wenn ich Sozialarbeiter in unseren kirchlichen Einrichtungen frage, spielt in deren Alltag die Frage nach Religion oder nach interreligiösem Dialog kaum eine ausdrückliche Rolle – wir haben das eben schon einmal gehört –, denn man hat es doch meistens mit jungen Menschen zu tun, die sozial und wirtschaftlich den Boden unter den Füßen verloren haben. Da geht es um Wohnung und Essen und Beziehungen und Ausbildung, da geht es darum, eine Identität in sozialen Zusammenhängen zu entwickeln, die dazu befähigt, im Spiel des Lebens überhaupt mitzuspielen und den Lauf der Welt zumindest ein wenig mit prägen zu können.

Und deshalb bin ich davon überzeugt, dass interreligiöser Dialog sehr ganzheitlich, sehr existenziell, sehr praktisch sein muss und zu einer existenziellen Auseinandersetzung mit sich selbst, mit der Tradition, mit der Zukunft und der Gemeinschaft führen muss.

Das Schreiben von Papst Paul IV. aus dem Jahr 1975 über die „Evangelisierung in der Welt von heute“ ist mir dabei nach wie vor wichtig. „Evangelisierung“ mag in unseren Zusammenhängen hier ein Reizwort sein, wenn man darunter so etwas wie die ‚Rekrutierung‘ von Menschen für eine bestimmte Religion versteht. Gemeint ist damit aber, dass wir etwas Gewinnendes weitergeben, von dem wir überzeugt sind.

Papst Paul IV. spricht davon, dass wir mit unserem Glauben in einem Bruch mit der derzeitigen Kultur stehen. Wenn er sechs Schritte nennt, die für eine Evangelisierung in der Welt wichtig sind, dann sind das in meinen Augen auch Dimensionen, die für das Miteinander der Kulturen bedeutsam sind. Denn wenn der Bruch zwischen Christentum und der Kultur der Gegenwart damit überwunden werden soll, dann können sie auch eine Funktion gewinnen, um kulturelle Grenzen zu überwinden. Die sechs Grundschritte sind:

Das Zeugnis des Lebens: Nötig sind glaubwürdige Personen, die einfach durch ihr Dasein, durch ihre Art zu leben nicht nur Lehrer, sondern Zeugen sind, die von etwas überzeugt sind. Und die nicht nur ein „Know-how“ vermitteln, sondern mehr noch ein „Know-who“: An wen kann ich mich wenden? Glaubwürdige Personen sind für ein interreligiöses Miteinander und auch intersoziales Miteinander von höchster Bedeutung.

Das Zweite: **die Ausdrücklichkeit des Wortes:** dass man auch etwas ins Wort bringen muss, dass man die Texte der Tradition kennen muss, dass man etwas ausdrücklich machen muss. Wir haben eben erfahren, wie schwer manche sich tun, etwas zur Sprache zu bringen. Aber auf Inhalte und sprachliche Auseinandersetzung im Kontext des Ganzen können und dürfen wir nicht verzichten. Dabei ist es auch wichtig, dass wir inzwischen gute Vorlagen und Hilfen haben, Koran und Bibel in Beziehung zu setzen und von den Religionen her zu lesen.

Die Zustimmung des Herzens: Es muss im Innersten etwas betroffen sein. Es nutzt überhaupt nichts, in Zusammenhänge einzutreten, wenn es nicht eine Betroffenheit gibt, wenn man nicht spürt: Da ist etwas dran, was für mein Leben und die tieferen Schichten meines Lebens bedeutsam und hilfreich ist.

Das Vierte: **die konkrete Gemeinschaft:** die Erfahrung von Miteinander, von Gemeinschaft, von den positiven Kräften der Religionen, die zusammenführen und nicht voneinander weg-führen, die auch zur großen Gemeinschaft und zur gemeinsamen Verantwortung für die Welt zusammenführen – und zwar in sehr konkreter Einübung: im Kennenlernen, im Miteinander-Sprechen, im Gemeinsam-etwas-Angehen.

Dann **die sichtbaren Zeichen:** Es muss Symbole geben, es muss Zeichen geben, die unser Miteinander ‚kenn-zeichnen‘ und bestimmen. Jede Religion hat ihre Symbole, hat ihre Hal-tungen, ihre Gesten. Im Christlichen sind das die Sakramentalien und Sakramente. Aber auch wir haben die Urgebärden, die es in jeder Religion gibt. Das voneinander wahrzunehmen und zu verstehen, ist wichtig.

Und ein letztes, **der Aufbruch,** der Vollzug, die Bewährung im Handeln. Viele kommen überhaupt erst in ein Gespräch – vielleicht über Religion –, weil sie gemeinsam etwas erlebt oder getan haben. Wie viele haben sich etwa beim Weltjugendtag angemeldet – aus ganz unterschiedlichen Richtungen und auch Religionen –, um als freiwillige Helfer mitzuwirken. Sie sind zumeist ohne einen großen theoretischen Hintergrund gekommen und haben dann im Vollzug gemerkt, was eigentlich dran ist am Geschehen des Weltjugendtags, was da an Weltüberspannendem und Brückenbauendem geschieht.

Also: Leben, Wort, Herz, Gemeinschaft, Zeichen, Aufbruch sind Grundvoraussetzungen für einen sich gegenseitig bereichernden Weg der Kulturen. Es gibt einen schönen Satz bei uns im Brief des Apostels Paulus an die Thessalonicher: „Ich wollte Euch nicht nur Anteil geben am Evangelium, sondern an meinem eigenen Leben“ (vgl. 1 Thess 2,8). Wenn ich den ande-ren nur in vermeintlicher Buchstabentreue die Bibel, den Koran oder was auch immer „um die Ohren schlage“, wie wir so sagen, und nicht mein Leben gebe, wird es auch kein echtes Miteinander der Religionen geben.

Wie können junge Leute bei uns den Wandel der sich beständig ändernden pluralen Gesell-schaft mit prägen? Sie können es nur, wenn sie Glauben als lebensrelevant erfahren.

Das kann in der Offenen Jugendarbeit dadurch geleistet werden, dass dort ganz praktische Begegnung geschieht von Kulturen, von Religionen, dass die jungen Leute gemeinsam et-was erarbeiten. Es kann geschehen durch Möglichkeiten des Einübens ins Miteinander, auch durch Sprachhilfe, durch kennen- und schätzenlernen. Und natürlich auch durch Partizipati-on, d.h. nicht etwas für Jugendliche zu tun, sondern mit ihnen.

Das kann in der Jugendverbandsarbeit geschehen. Die Verbandsarbeit hat den Vorteil, dass sie verlässliche Beziehungen schafft, dass sie kontinuierlich ist und manche Kärnerarbeit im Alltag leistet, wo junge Menschen begleitet werden wollen oder müssen. Diese Arbeit ist ü-beraus wichtig und muss gefördert werden, auch durch die Politik.

Und mit Blick auf unser Thema wächst nicht zuletzt der Jugendsozialarbeit eine zunehmend wichtige Rolle zu auf dem Gebiet der Integration, des Miteinanders, auch des Miteinanders der Religionen, weil Dialog und Toleranz einzuüben sind ebenso wie das Interesse am ande-ren aus wirklicher Empathie.

Ich möchte noch ein anderes Beispiel nennen aus dem Bistum Osnabrück, das sich weder auf Verbandsarbeit noch auf Offene Jugendarbeit noch auf Sozialarbeit bezieht. Es geht um die Schule, wo junge Leute ja sehr viel zusammen sind. Wir haben in Papenburg eine katho-lische Hauptschule, an der wir – soweit ich weiß als erste kirchliche Schule in Deutschland – muslimischen Religionsunterricht anbieten. Und zwar mit einem muslimischen Lehrer, der selbst einen Lehrauftrag an der Universität Osnabrück hat. Wir haben also nicht auf das

Fach „Werte und Normen“ gesetzt, das andernorts Schüler belegen, die nicht zum evangelischen oder katholischen Religionsunterricht gehen. Wir wollen an unserer Schule auch den jungen Muslimen einen religiösen Unterricht bieten mit Fachkräften, die persönlich überzeugt sind.

Dieses Novum wird jetzt mit der fünften und sechsten Klasse aufgebaut. Dann geht es um gemeinsame Themen, die katholisch und muslimisch getrennt, aber immer wieder auch in Begegnungen der Kurse gemeinsam behandelt werden. Etwa: Abraham als Stammvater der abrahamitischen Religionen; Kirche und Moschee; muslimisches und christliches Leben im Alltag; die christliche und die muslimische Familie; die Rolle von Mann und Frau; Beten als Christen und als Muslime; Propheten in Bibel und Koran; Friede und Gewalt, Leid und Tod.

Die Begegnung zwischen Fremden kann in einer Atmosphäre selbstbewusster Offenheit zur gegenseitigen Bereicherung werden, auch wenn die Zeiten oder Situationen von Misstrauen und Angst überschattet sind, wie es heute oft der Fall ist. Wo Misstrauen und Angst aber überhand nehmen, so hat Josef Epping gesagt, ist die Wirklichkeit Gottes bedroht. Das gilt auch für das Miteinander der Religionen. Dem sollen und müssen wir gemeinsam entgegenwirken – von Kindesbeinen an, von Jugend auf. Zur Begegnung und zum Dialog der Religionen gibt es keine wirkliche Alternative.

Werner Höbsch:

Herr Bischof Bode, Sie haben nicht nur kluge und gute Worte gesprochen, sondern uns auch sehr viel Ermutigendes mitgegeben auf den Weg. Es sind viele Stichworte gefallen, die wir jetzt in der Diskussion mit Sicherheit auch noch mal aufgreifen werden. Mit einem Stichwort möchte ich sofort beginnen und Herrn Alboga um das Wort bitten. Sie haben von der Lebensrelevanz der Religionen gesprochen und von der Lebensrelevanz auch des interreligiösen Dialoges. Herr Alboga, wie nehmen Sie das aus Sicht einer Moscheegemeinde wahr?

Bekir Alboga:

Zunächst dachte ich, man könnte sagen: „Gut, dass es die Muslime gibt in Deutschland“. Denn Sie sehen meine Damen und Herren, wir regen die Gesellschaft positiv an. Die Christen machen sich über ihre eigene religiöse Identität Gedanken, wenn wir ihnen die Frage stellen, „Was ist das Christentum?“. Genauso ist es, wenn die Christen zu uns kommen oder Besucher in die Moschee. Sie stellen uns tausend Fragen. Sie sind manchmal nicht sachlich, sehr viele sind provokant, sehr viele Fragen werden aus Unwissenheit gestellt, dennoch sind wir sehr dankbar, dass man diese Fragen stellt. Wir leben in Deutschland und wir wissen, dass wir nicht in einem muslimisch geprägten Milieu leben. Wir kennen die historische Entwicklung, wissen, dass Deutschland eine eigene Geschichte hat, dass dieses Staats- und Kirchenrecht und diese Beziehung zwischen Staat und Kirche nicht umsonst entstanden sind, dass eine historisch-kritische Bibellesung an den Universitäten und Hochschulen nicht umsonst eingeführt worden ist.

Wir wissen um diese Geschichte und wie wichtig es ist diese Geschichte zu kennen, um darauf reagieren zu können und auch für die Zukunft wachsam zu bleiben. Wir empfinden diese gegenseitigen Besuche als bereichernd, wenn wir zum Beispiel zum gemeinsamen Fastenbrechen, wir haben bald den Fastenmonat Ramadan, Gäste einladen, die dann zu uns kommen und gemeinsam mit uns ein Fastenbrechen begehen, wenn wir eingeladen werden zu Weihnachten oder anderen christlichen Feierlichkeiten, wenn wir z.B. beiwohnen dürfen bei einer innigen religiösen Angelegenheit, einer christlichen Glaubensgemeinschaft, Geschwistergemeinschaft, die uns als Geschwister bezeichnet, weil wir an den einen Gott glauben, auch wenn wir ihn anders formulieren und wahrnehmen und die Wege zu ihm unterschiedlich sind.

Dennoch ist es für uns ein sehr wichtiges Anliegen, seit Jahren, nicht erst seit gestern, nicht erst seit dem 11. September 2001. In den letzten Zeiten haben wir wahrgenommen, dass wir das Referat für interreligiösen Dialog erweitern mussten. Möge die Öffentlichkeit es wahrnehmen, dass wir vom Dialog in die Zusammenarbeit eingestiegen sind.

Mein Referat heißt nicht mehr Referat für interreligiösen Dialog sondern Referat für interreligiöse und interkulturelle Zusammenarbeit. Wir freuen uns auf jede Begegnung, auf jede An-

regung, auf jede berechnete Horizont erweiternde und belehrende Kritik, bescheidene Kritik, aber auch nicht bescheidene. Hauptsache wir lernen etwas daraus für das gemeinsame Tun. Und jeder kann hier davon überzeugt sein, dass wir diesen Weg nicht aufgeben werden. Wir werden diesen Weg stärker vorantreiben.

Werner Höbsch:

Ihnen Herr Alboga ganz herzlichen Dank für Ihre ermutigenden Worte. Jetzt möchte ich gerne den Blick in die Praxis richten. Frau Varga, Sie arbeiten im Jugendmigrationsdienst der Stadt Bonn. Welche Jugendlichen kommen zu Ihnen, mit welchen Jugendlichen arbeiten Sie und welche Erfahrungen machen Sie? Spielt das Religiöse da überhaupt eine Rolle?

Vesna Varga:

Zunächst möchte ich ein Stichwort aufgreifen: Kulturelle und religiöse Fragen mischen sich häufig. Ich arbeite in einer Beratungsstelle, zu der sehr viele jungen Menschen kommen, aus den unterschiedlichsten Ländern, mit den unterschiedlichsten Religionen. Wir versuchen offen zu sein für alle jungen Menschen, völlig unabhängig von ihrer Herkunft und Religion. Und wir bemerken, dass das zentrale Thema bei den jungen Menschen Identitätsfragen betrifft.

Und in dem Zusammenhang, das gehört auch in diese Lebensphase hinein, sind Fragen nach dem Beruf, nach Berufsbildern, nach Stärken, nach Schwächen, nach Ausbildungsplätzen, dann in einem weiteren Schritt ganz zentral.

Finanzielle Schwierigkeiten und Probleme spielen häufig eine Rolle, Wohnungsfragen, das wurde vorhin schon angesprochen, alles sind durchaus auch existenzielle Probleme, mit denen die Jugendlichen oftmals konfrontiert werden. In diesem Kontext treten aber eben auch immer wieder religiöse Fragen auf.

Beispielsweise bei der Ausbildungsplatzsuche, wenn junge Frauen mit Kopftuch versuchen eine Ausbildungsstelle zu finden, ist das ungleich schwerer als wenn sie kein Kopftuch tragen. Diese Erfahrung machen wir oftmals. Wir erleben manchmal Wandlungen in sehr kurzer Zeit, die dann dazu führen, dass Religion sehr extrem ausgelegt wird. Dass junge Frauen plötzlich völlig verschleiert sind oder junge Männer Frauen die Hand nicht mehr geben möchten, was natürlich unter Umständen auch berufliche Konsequenzen hat. Wir erleben teilweise Kinder, die in Deutschland geboren wurden, die hier das Schulsystem durchlaufen haben, die dann aber auf Druck der Eltern zum Beispiel das arabische Abitur machen müssen, was ihnen wiederum die Zukunft nicht erleichtert im weiteren Lebensweg.

Und in den Sprachkursen gibt es neben dem was natürlich oftmals auch gut läuft, wo viele schöne Begegnungen und gute Kontakte aufgebaut werden können, trotzdem auch Konflikte zwischen ethnischen und religiösen Gruppen. Das sind die Erfahrungen, die wir in der Praxis machen, wo wir denken, dass Religion eine große Rolle spielt und dass auch interreligiöser Dialog insofern natürlich dazu beitragen kann, viele Probleme zu lösen.

Werner Höbsch:

Dankeschön Frau Varga. Frau Can, Sie sind tätig in einem Gruppenleiterausbildungskurs für muslimische Jugendliche in Vlotho. Das ist ein Projekt, in dem es auch um Integration geht, in dem auch Religion eine große Rolle spielt. Was können Jugendliche in Vlotho bei Ihnen lernen?

Seyda Can:

Zunächst einen schönen Dank. Die DITIB führt zur Zeit an zwei verschiedenen Orten Projekte mit ähnlichen Zielen aus: Jugendgruppenleiter Ausbildung. Einer der Projekte wird zusammen mit dem Institut für deutsch-türkische Integrationsstudien in Mannheim durchgeführt und insbesondere für Moscheegemeinden Jugendgruppenleiter ausgebildet. Das zweite Projekt wird zusammen mit dem Jugendhof in Vlotho durchgeführt. Hier werden JuLeiCa Kurse angeboten – ich denke dieser Begriff sagt vielen etwas –, speziell für Jugendliche die mit muslimischen Kindern und Jugendlichen arbeiten. Dieser Kurs ist ausdrücklich nicht nur für Muslime konzipiert.

Herr Bischof Bode, Sie haben die Lebensperspektiven aufgelistet und die Fragen aufgegriffen „Wo finde ich eigentlich Raum für mein Leben?“, „Wie kann ich leben?“, „Wovon kann ich leben?“, „Mit wem kann ich leben?“, „Wofür kann ich leben?“. Wir, die muslimischen Jugendlichen in Deutschland, versuchen als Jugendgruppenleiter noch die Fragen „Wo?“ und „Wovon?“ zu beantworten.

In erster Linie möchte ich die Situation der Jugendarbeit innerhalb der Moscheegemeinden aufgreifen. Nicht jede Moscheegemeinde kann für die Jugendarbeit einen externen Platz anbieten. Grund dafür sind finanzielle Begrenzungen. Die beschränkten finanziellen Möglichkeiten verhindern, intensiv mit den weiteren Fragen uns auseinander zusetzen. Wenn wir die Fragen „Wo und Wovon?“ beantworten, können wir vernünftiger mit den Fragen „Wie? Mit Wem? Und Wofür?“ umgehen.

Die Religion spielt innerhalb der muslimischen Jugendlichen eine sehr große Rolle. Es werden sehr viele Fragen bezüglich des Glaubens gestellt. Muslimische Kinder und Jugendliche haben kaum eine Möglichkeit außerhalb der Moscheegemeinden etwas über den eigenen Glauben zu erfahren. Einen Modell wie in Pappenburg können wir nur herzlich begrüßen, jedoch sollten diese Angebote flächendeckend ausgeweitet werden. Von den Jugendgruppenleitern erwartet man, dass sie sich mit dem Thema Religion sehr gut auskennen, gleichzeitig aber auch Themen, die die Muslime im alltäglichen Leben beschäftigen, problemlos aufgreifen.

In Vlotho wird den Jugendlichen die Möglichkeit angeboten, einen JuLeiCa Kurs zu besuchen. Es haben auch sehr viele daran teilgenommen, jedoch haben die meisten Teilnehmenden keinen JuLeiCa erhalten. Denn für diese Karte muss man in einer Gemeinde tätig sein, die als Träger der freien Jugendhilfe anerkannt ist. Die meisten Moscheegemeinden haben diesen Status noch nicht erhalten. Trotzdem bemühen sich die Jugendlichen den gesamten Inhalt des Kurses zu befolgen und die Voraussetzungen zu erfüllen.

In diesen Kursen werden insbesondere die rechtlichen Situationen und die Problemlösung für Konflikte behandelt. Im gesamten Kurs werden die Lebenswelten der Kinder und Jugendliche interaktiv erarbeitet und interreligiöse Resonanzen daraus gezogen.

Die Gruppen sind unterschiedlich gemischt. Es kam schon vor, dass nur muslimische Jugendliche sich für diesen Kurs angemeldet haben. Daraufhin wurde hier besonders geachtet, die interreligiösen Erfahrungen durch Besuche in kirchlichen Einrichtung zu ersetzen. In den interreligiös besetzten Kursen gab es natürlich mehr Erfahrungen zum Thema Zusammenleben.

Im Institut für Deutsch-Türkische Integrationsstudien gibt es einen ähnlichen Aufbau. Die rechtlichen Grundlagen werden vermittelt, auf die Konfliktthemen wird eingegangen. In Mannheim werden aber noch weitere Themen wie Ausbildung von Moscheeführern hinzugefügt. Unser Referatsleiter Herr Alboga leitet diese Kurse.

Werner Höbsch:

Dankeschön. Bevor wir jetzt hier auf einzelne Wortmeldungen reagieren, vielleicht an Pater Otto eine Frage. Pater Otto, Sie sind Salesianer Don Boscos. Don Bosco ist eine Pioniergestalt der christlichen Jugendarbeit und Sie tragen den Namen. Spielt denn Don Bosco oder der Geist Don Boscos, in dem was wir heute hier diskutieren eine Rolle und wie zeigt er sich? Welche Bedeutung hat der Geist von Don Bosco heute? Wie sehen Sie da Ihre Aufgabe?

Pater Franz-Ulrich Otto SDB:

Don Bosco hat im 19. Jahrhundert in Turin gelebt und hat sich dort vor allem um die Jugendlichen gekümmert, von denen er sah, dass sie nicht mit dem Leben zurecht kamen, die auf der Straße rumlungerten, die keine Arbeit hatten, die kriminell wurden. Und man sagte, als er erlebte wie ein Jugendlicher hingerichtet wurde, da hat er gesagt, jetzt muss ich mein Leben umbauen und mich da engagieren.

Er hat dann angefangen ohne jegliche Vorbedingung auf die Jugendlichen zuzugehen, sich ihnen zuzuwenden und versucht sich in sie hineinzusetzen. Er hat mit ihnen Lebensgestaltung versucht, hat sie eingeladen zu wohnen, zu lernen. Er hat verhandelt, er hat Lehrverträge geschlossen usw., was damals nicht üblich war. Ich denke, ganz wichtig ist, dass er an das Gute in jedem Menschen glaubte, in jedem, ganz gleich ohne jegliche Voraussetzung. Dieser Satz „In jedem jungen Menschen, auch im schlimmsten, gibt es einen Punkt, wo er dem Guten zugänglich ist“, der hat ihn geprägt und deswegen gab es überhaupt keinen Ausschluss für ihn. Wenn wir das auf die heutige Zeit übertragen, ist Don Bosco recht aktuell und man kann sagen, Don Bosco ist der Apostel der Jugendsozialarbeit, denn in der Jugendsozialarbeit geht es uns genau um diese Zielgruppe. Junge Menschen, die sich nicht auf der Überholspur des Lebens befinden, sondern die leider mehr auf dem Standstreifen orientiert sind. Durch ganz verschiedene Bedingungen. Durch eine familiäre Situation, die nicht dazu angeleitet war, sie nach vorne zu bringen. Dadurch bedingt, dass sie nicht die deutsche Sprache sprechen, dass sie sonst irgendwie benachteiligt sind, dass sie behindert sind. Es sind die sogenannten benachteiligten Jugendlichen. Ich denke, es geht nicht primär darum zu fragen, bist Du katholisch oder bist Du muslimisch, sondern es gilt zunächst, das Interesse an diesem jungen Menschen zu haben. Das hat uns Don Bosco letztlich mitgegeben und ich denke, das ist auch heute Anliegen der katholischen Jugendsozialarbeit, erst mal den jungen Menschen zu sehen in seiner Lebenssituation, wie immer sie auch ist. Wenn er nicht zurecht kommt, wenn er beeinträchtigt wird, wenn er an den Rand gedrängt wird, dann ist er unser Partner, dann ist er es, für den wir eintreten wollen, und das in der Jugendberufshilfe, in Jugendwohnheimen, in der Schulsozialarbeit natürlich, aber auch in den Jugendmigrationsdiensten, in den offenen Angeboten.

Die Zielgruppe der Jugendsozialarbeit sind immer die jungen Menschen, die vielleicht eine weniger positive Perspektive haben. Diese Jugendlichen sind alarmiert durch Terrorakte und anderes und so entstehen schnell Stammtischparolen. Ich denke, es ist wichtig die Jugendlichen nicht alleine zu lassen, ganz gleich, ob es deutsche oder türkische Jugendliche sind und sich mit ihnen auf den Weg zu machen. Dies kann nur über die Begegnung mit den jungen Menschen geschehen, über gemeinsame Erlebnisse. Denn wenn ich mit einem Jugendlichen, von dem ich nur Stammtischparolen kenne, etwas Schönes erlebe, wenn ich mit ihm am Wochenende ein Erlebnis teile, eine Bergtour mache oder an die See fahre oder auch an der Werkbank stehe und gemeinsam versuche ein Stück Eisen irgendwie in Form zu bringen, wenn ich die gleichen Schwierigkeiten habe, dann ist eine gegenseitige Wertschätzung gegeben und dann kann ich ins Gespräch kommen. Wir müssen natürlich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter qualifizieren, die Fragen in Worte zu fassen, die Jugendlichen nicht sprachlos zurückzulassen sondern mit ihnen in den Dialog zu treten.

Werner Höbsch:

Ganz herzlichen Dank. Wir haben heute Morgen gehört von Prof. Schmitt, dass Interesse ein Name Gottes ist, und wenn Sie dieses Interesse, nicht nur Sie, sondern die, die in diesem Feld arbeiten, dieses Interesse an jungen, gerade benachteiligten Jugendlichen haben und in Ihre Arbeit einbringen, fängt da religiöse und interreligiöse Jugendarbeit an. Sie fängt nicht erst da an, wo wir darüber streiten, ob Gott trinitarisch oder nicht trinitarisch zu verstehen ist. Wir haben sehr schöne und gute ermutigende Wortbeiträge gehört. Ich würde jetzt gerne Frau Varga eine Frage stellen. Sicherlich gibt es auch Konflikte im Alltag, die sollen wir hier nicht verschweigen. Wobei es mir jetzt nicht darum geht zu hören, welche Schwierigkeiten gibt es überall, sondern wo entdecken Sie Ressourcen bei Jugendlichen oder in Ihrer Mitarbeiterschaft. Wo entdecken Sie Ressourcen, um Konflikte, die es ja gibt, positiv aufzugreifen, sie zu gestalten, damit umzugehen. Das würde mich in der konkreten Arbeit interessieren.

Vesna Varga:

Natürlich habe ich vorhin erst mal auf die Schwierigkeiten hingewiesen, habe aber auch gerade schon gesagt, dass es viele positive Ansätze gibt. Was wir immer wieder feststellen ist, dass die Jugendlichen sich auszeichnen durch eine sehr hohe soziale Kompetenz. Das wird deutlich in der Verbundenheit ihren Familien gegenüber, in denen sie sich sehr verhaftet fühlen. Der Familienzusammenhalt stellt einen großen Wert für die jungen Menschen dar, der natürlich auch auf Freundschaften übertragen wird.

D.h. wir stellen in den Integrationskursen oder auch bei anderen Gruppenangeboten fest, dass durchaus die Bereitschaft vorhanden ist, sich für andere einzusetzen, und dass ein großes Interesse an anderen Menschen und anderen jungen Migranten in den Kursen besteht. Ich nehme hier Bezug auf die Integrationskurse, wo junge Menschen sitzen, die die deutsche Sprache noch nicht sprechen oder sie gerade erst erlernen. Sie sind gezwungen nonverbal auf einander zuzugehen und sich andere Begegnungsmöglichkeiten auszudenken. Da sind sie sehr kreativ und in diesem grundlegenden Interesse am Anderen sehe ich ein großes Potenzial und einen Ansatzpunkt.

Werner Höbsch:

Herr Alboga, wir haben eben gehört, die türkisch-islamische Union ist dabei sich zu finden sich zu positionieren, Felder abzustecken, Sie können noch nicht auf alle Fragen eine Antwort geben. Welche Perspektiven sehen Sie in der Arbeit?

Bei DITIB hinsehen und anderen türkisch-islamischen Vereinigungen, wird oft die große Gefahr gesehen, dass ein Rückzugsraum gebildet wird. Man spricht Türkisch, es findet eine Integration statt, aber in die türkische Gemeinde hinein. Welche Perspektive sehen Sie und welche Wünsche haben Sie auf die Zukunft hin?

Bekir Alboga:

Vielen Dank. Wir haben eine große Verantwortung. Das wissen wir. Und wir werden bei passenden und nicht passenden Gelegenheiten auch oft daran erinnert. Zuletzt hat Herr Schäuble, wenn das stimmt, was in der Süddeutschen Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen steht, uns noch einmal daran erinnert, dass wir die Namen von Terroristen an die Sicherheitsbehörden weiter geben sollten.

Wir werden also in passenden und nicht passenden Gelegenheiten an unsere Verantwortung erinnert. Aber er müsste wissen, wir brauchen diese Erinnerung nicht, wir tun schon das, was von uns verlangt wird, indem wir zunächst mal sehr darauf achtgeben, dass auf der Kanzel der Moschee kein Fundamentalismus, kein Extremismus und kein Hass gepredigt wird.

Es ist für uns von einer entscheidenden Bedeutung, wer diese Kanzel besteigt. Ist es ein Hochschulabsolvent, ist es ein Theologe, ein Imam ist, der seine Hochschultheologie absolviert hat oder nicht. Es ist sehr wichtig, ein Studium absolviert zu haben. Das Studium an einer Universität vermittelt ein anderes Verständnis von der Religion. Deswegen wollen auch in Deutschland die evangelischen Fundamentalisten ihre Kinder nicht zu normalen staatlichen Schulen schicken, weil sie mit dem christlichen Religionsunterricht nicht zufrieden sind. Das ist für sie nicht fundamentalistisch genug.

Genauso gibt es natürlich Muslime, die unsere Korankurse am Wochenende nicht besuchen. Die haben ihre eigenen Kurse, wo sie vielleicht ein anderes Verständnis vom Islam vermitteln. Deswegen ist es wichtig, dass man in Deutschland DITIB und die Organisationen, die mit DITIB zusammenarbeiten, in ihren Bemühungen unterstützt, damit wir dieses Verständnis, was einen fundamentalistischen Radikalismus zulässt, im Keim ersticken.

Wir haben in der letzten Pressemitteilung unsere muslimische Moscheegemeinden, auch Geschwisterorganisationen, darum gebeten wachsam zu bleiben. Was heißt wachsam zu bleiben?

Die Terroristen suchen die Moscheen nicht auf. Die Terroristen machen ihre Pläne nicht in den Moscheen. Die kommen irgendwo zusammen und machen ihre Pläne, aber nicht in den Moscheen. Sie in den Moscheen zu suchen, wäre falsch. Aber so wie ich von meinen christlichen Partnerinnen und Partnern erwarte, dass man das Christentum gegenüber dem Fundamentalismus immunisieren sollte, so dass der christliche Fundamentalismus in Deutschland nicht stärker wird, erwarte ich natürlich auch von den Muslimen, von meinen muslimischen Glaubensgeschwistern, dass sie vorsichtig sind.

Prof. Freise hat heute Morgen mit Recht darauf hingewiesen: Wir als DITIB möchten unterstützt werden. Wir als DITIB möchten anerkannt werden; mit unberechtigten Anschuldigungen macht man die Arbeit der DITIB schwach und die Schwächung und Erschwächung der DITIB ist kein Dienst für Frieden in Deutschland. Wenn Sie einmal bei einer Moscheeöffnung dabei gewesen wären, hätten Sie sofort festgestellt, dass bei der Eröffnung einer Moschee zuerst sowohl die türkische als auch die deutsche Nationalhymne gesungen werden.

Zum zweiten befürworten wir, dass die Frauen in den Vorstand gewählt werden, die Jugendarbeit gefördert wird, Deutschkurse angeboten werden, Integrationskurse durchgeführt werden. D.h., das was der deutsche Integrationsgipfel erreichen möchte, predigen wir seit einiger Zeit in unseren Moscheegemeinden.

Es wird immer wieder sagt, DITIB sei ein verlängerter Arm des türkischen Staates. Natürlich arbeiten wir zusammen, aber ich frage Sie, wer bezahlt unsere Imame, wenn der türkische Staat unsere Imame nicht bezahlt. Wir haben 880 Moscheegemeinden und unsere Imame können wir noch nicht an solch einer Hochschule ausbilden. Deswegen appelliere ich, das ist nicht nur ein Wunsch, ein Appell, diese Arbeit der DITIB zu unterstützen.

Werner Höbsch:

Vielen Dank. Ich greife noch einmal meine Frage nach den Perspektiven auf. Frau Can, welche Perspektiven sehen Sie in der sozialen Arbeit mit Jugendlichen? Was wünschen Sie sich? Was erwarten Sie?

Seyda Can:

Ich wünsche, dass die muslimische Jugendarbeit Unterstützung erhält. Unterstützung für die Räumlichkeiten, Unterstützung für Zusammenarbeit und letztendlich auch finanzielle Förderung. Wir wollen mit Organisationen, die interreligiöse Arbeit gestalten, zusammen arbeiten. Die Perspektiven der muslimischen Jugendarbeit verläuft für mich auf zwei verschiedenen Ebenen. Die intrareligiöse Arbeit muss sich noch weiterentwickeln. Sowohl unsere Gemeindeglieder, als auch die Jugendlichen wollen wir zunächst von der Arbeit überzeugen. Die zweite Ebene, die interreligiöse Arbeit, ist bei den Jugendlichen kaum auf die theologische Auseinandersetzung ausgerichtet. In den interreligiös besetzten Jugendkreisen werden kaum religiöse Themen aufgegriffen. Die Jugendlichen möchten mehr über die sozialen Schwierigkeiten diskutieren.

Ich glaube sobald die Minimalvoraussetzungen der interreligiösen Jugendarbeit erfüllt werden, wird sich die Arbeit schwerpunktmäßig auf den sozialen Umfeld konzentrieren. Die Jugendarbeit wird sicherlich auch das alltägliche Gemeindeleben beeinflussen.

Abgesehen von den finanziellen Schwierigkeiten haben wir Muslime einen weiteres Problem: Generalverdacht. Nicht nur Moscheegemeinden werden schnell einem Verdacht unterstellt, sondern auch durchschnittliche Vereine, die von Muslimen gegründet wurden, werden als Suspekt eingestuft. Wenn fünf Muslime zusammen sitzen, sind Spekulationen über Djihad oder Islamisierung Europas im Laufe. Wir brauchen Vertrauen. Vertrauen ist einer der wichtigsten Elemente für eine gemeinsame Zukunft.

Werner Höbsch:

Ich denke Vertrauen ist ein ganz wichtiges Stichwort. Wie kann Vertrauen wachsen? Wie kann Vertrauen zwischen Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft und religiöser Heimatung wachsen? Pater Otto, welche Perspektiven sehen Sie da in der Arbeit und welche Erwartungen haben Sie, dass eben genau dieses Verständnis füreinander wachsen kann?

Pater Franz-Ulrich Otto SDB:

Ich glaube, wir müssen Möglichkeiten schaffen, dass Jugendliche, gerade auch benachteiligte Jugendliche, die ich natürlich mehr im Fokus habe, erleben, dass ihnen Vertrauen geschenkt wird, dass Interesse an ihnen besteht, an ihnen persönlich, dass sie sich entfalten können, dass sie wichtig sind, dass sie gebraucht werden. Und zwar jeder, ganz gleich welcher Herkunft.

Wir erleben in den Einrichtungen gerade in der Jugendberufshilfe, dass christliche und muslimische Jugendliche zusammen an der Werkbank stehen, zusammen arbeiten, Unterricht haben usw. Und wenn dort eine gute Anleitung geschieht, d.h. also die Werkanleiter z.B. auch qualifiziert werden, so dass sie einen Sensus dafür entwickeln, welche Fragen aktuell sind, aber auch früh genug mitbekommen, wenn Vorurteile ausgelebt werden, wenn Ausgrenzungen stattfinden, dass sie dort hinein gehen, dass sie ermöglichen, dass untereinander Vertrauen gestiftet wird, dass einander vertraut wird, dann denke ich, sind wir auf der

richtigen Spur und dann legen wir auch Spuren die weiterführen in die Sinnfindung. Dann kommen Sinnfragen überhaupt erst ins Gespräch und dann können wir auch auf Hintergründe und natürlich auch über den eigenen Glauben nachdenken.

Es ist sehr befruchtend, sich gegenseitig zu fragen, warum feiert ihr Ostern oder Weihnachten und warum feiert ihr Fastenfest und was macht ihr alles? Das sind Themen, aber die müssen begleitet werden und die kann man nicht dem Zufall überlassen. Es gibt schöne Möglichkeiten, in einer Einrichtung die verschiedenen Feiertage, aber auch Ereignisse aus dem alltäglichen Leben aufzugreifen und mit den Jugendlichen darüber ins Gespräch zu kommen, ob bei einem Frühstück, in einer Pause oder auch bei gesonderten Angeboten, , so dass tatsächlich ganz konkret Religion erfahrbar wird.

Werner Höbsch:

Dankeschön. Bischof Bode, Sie haben das Gespräch sehr aufmerksam verfolgt. Sie haben sich Stichworte aufgeschrieben. Jetzt die Frage an Sie, wenn Sie auf Perspektiven aus sind, welche Perspektiven sehen Sie für die Jugendsozialarbeit, vielleicht auch für die interreligiöse Jugendsozialarbeit, wo sehen Sie da Aufgaben?

Bischof Dr. Franz-Josef Bode:

Zunächst darf ich vorweg doch noch eine Schwierigkeit benennen: Wir sprechen jetzt sehr viel mit DITIB, und wir sprechen über das, was Türkisch rückgebunden ist. Ich erlebe schon auf dem kleinen Raum von Osnabrück, dass mir eine ganze Reihe auch anderer islamischer Gruppen gegenübersteht. Wenn ich mit einer Gruppe spreche, ist die andere nicht gerade beleidigt, aber zumindest irritiert. Ich habe eine Gruppe empfangen, weil sie mir zur Bischofseinführung einen Brief geschrieben hat; daraufhin wollte eine andere Gruppe an unserem Arbeitskreis Religionen schon nicht mehr teilnehmen. Das ist ein Problem.

Oder: Sie wissen, dass sich in Bezug auf den islamischen Religionsunterricht die Schura in Niedersachsen gebildet hat. Da sind Sie nicht mit dabei, sodass wir das DITIB-Treffen in Osnabrück hatten. Da habe ich eine Domführung für Muslime gemacht. Ich will nur darauf aufmerksam machen, in wie viele praktische Ebenen man sich überhaupt erst einmal einüben muss, ehe man von großem interreligiösen Dialog sprechen kann. Wir müssen oft sehr viel praktischer und einfacher beginnen.

Zur Jugendarbeit: Wir haben am Freitag noch zusammen gesessen mit dem Trägerkreis der Jugendsozialarbeit und dieses Thema diskutiert. Man spricht heute ja auch viel von sozialräumlicher Jugendarbeit, d.h. man sieht dahin, wo Menschen leben. Dort begegnet man natürlich auch denen, die nicht religiös oder andersreligiös sind. Da werden sich noch einmal neue Möglichkeiten eröffnen.

Wenn ich kirchlicherseits auf die pastoralen Räume schaue, die immer größer werden, sehe ich, dass die Größe manchmal mehr Möglichkeiten gibt, über den eigenen Tellerrand hinauszublicken, auch über den der innerchristliche Ökumene, und mit anderen in Kontakt zu treten, die dort ebenfalls wohnen.

Aber das Wichtigste ist, so meine ich, zunächst eine grundsätzliche Sensibilisierung dafür, dass wir die Zukunft gemeinsam gestalten müssen. Die Einsicht ist bei weitem noch nicht bei allen vorhanden.

Werner Höbsch:

Ganz herzlichen Dank, Bischof Bode. Im Kontext des katholischen Dialogbegriffes nennt man das, worüber wir hier sprechen, Dialog des Lebens, Dialog des Handelns. Das ist mit Sicherheit der richtige Ansatz des Verstehens.

Die erste Stunde ist, wenn ich auf die Uhr sehe, um. Und jetzt, das habe ich versprochen, werden Sie auch mit in das Gespräch einbezogen. Wenn bei Ihnen Fragen sind, aber auch Wortbeiträge, Widerspruch, die Gelegenheit besteht jetzt den zu äußern. Ich gehe mal rum und nehme mehrere Wortmeldungen auf.

Wortmeldung:

Wir reden über Identitätsbildung, darüber, wie man Identität stützen kann. Natürlich müssen wir uns mit den Problemen auseinandersetzen, dazu sind wir beruflich aufgerufen. Meine Frage aber ist, auch aufgrund meiner langjährigen Arbeitstätigkeit, wann werden wir denn eine gemeinsame gesellschaftliche Identität dahingehend bilden, dass wir uns nicht immer an unseren Problemen definieren und an dem was uns auseinander definiert, sondern was auch unsere gemeinsamen Ressourcensysteme sind.

Rafet Öztürk, Dialogbeauftragter der Türkisch Islamischen Union (DITIB):

Ich möchte meine Kolleginnen und Vorrednerinnen ergänzen und das Wort Perspektiven noch mal aufgreifen. Ich bin in dieser Hinsicht ein bisschen ein Träumer. Ich träume hin und wieder und möchte, dass diese Träume wahr werden. Ich träume, dass in allen Schulen muslimische Kinder islamischen Religionsunterricht erhalten, dass Kinder interreligiös erzogen werden, indem wir unseren Kindern Informationen vermitteln über die anderen Religionen. Nur dadurch können sie uns eine Perspektive für unser Zusammenleben, für unser gemeinsames Leben bieten.

Ich habe heute Morgen von Prof. Freise gehört, dass er sich wünscht, dass die DITIB auch Christen beschäftigt. Das möchten wir ja gerne, Herr Prof. Freise, aber unsere bescheidenen finanziellen Möglichkeiten schieben uns auch hier einen Riegel vor. Wir haben nicht die finanziellen Mittel wie die Caritas oder die Diakonie, mit denen diese Dienste finanziert werden.

Ich wünsche mir, dass die Muslime selber den Wunsch äußern in der Gesellschaft anzukommen, und dass dieser Wunsch von der Mehrheitsgesellschaft unterstützt wird, indem sie die kulturellen Eigenschaften und die Religion der Muslime respektieren.

Bischof Bode hat die Jugendsozialarbeit sehr gut aus der christlichen Perspektive dargestellt. Ich wünschte, dass auch wir Muslime eine Institution hätten, die unsere Jugendlichen auffängt und ihnen entgegenkommt in schwierigen Zeiten. Das Pendant also zum Jugendpfarrer, wenn sie so wollen den Jugendimam, der den Jugendlichen mit Rat und Tat zur Seite steht.

Ich wünsche mir, dass unsere Religion auch hier richtig verstanden wird, und unsere Religiosität zeitgemäß aber den tradierten Werten entsprechend ausgelegt wird. Ich wünsche mir - und das ist auch für mich eine Perspektive - eine Betrachtungsweise aus der Perspektive der Jugend, dass wir ehrlich-konstruktive aber kritisch-theologische Diskussionen führen. Wir dürfen unsere Existenzberechtigung nicht auf die „Fehler“ der anderen zurückführen. Ich wünsche mir auch, dass die Aktivitäten der muslimischen Verbände gefördert werden. Ich wünsche mir so eine muslimische Fachhochschule wie diese katholische hier.

Wortmeldung:

Ich habe in den Vorträgen heute Morgen schon öfters gehört, dass Anforderungen an die Politik gestellt worden sind, dass es Ausbildungsplätze für alle geben muss. Indirekt habe ich persönlich auch Vorwürfe rausgehört, dass dem nicht so ist, dass es bestimmten Jugendlichen erschwert ist. Ich habe im Gespräch mit vielen, auch schon Grundschullehrerinnen gemerkt, dass es schon bei der Einschulung kulturelle Unterschiede gibt. Und was ich klar sage, dass man da auch direkt die Eltern involvieren muss.

Vereine und Institutionen müssen die Verantwortung von klein auf den Eltern übertragen, um denen zu zeigen, wie wichtig es ist, dass Jugendliche von klein auf Deutsch lernen. Es ist nun mal so, dass viele Kinder, die in die Grundschule eingeschult werden, so gut wie kein Deutsch können, und dass das schon ein Grund ist, später keinen Ausbildungsplatz zu erhalten.

Zum anderen muss ich persönlich sagen, ich habe selbst einen Migrationshintergrund, meine Eltern sind aus Griechenland und ich persönlich bin froh, dass meine Eltern mich in einen deutschen Kindergarten geschickt haben, dass es selbstverständlich war, dass ich in einem deutschen Jugendverein Sport gemacht habe oder kirchlich war, und dass ich sagen kann,

Deutschland ist meine Heimat, ohne meine Wurzeln vergessen zu haben. Ich verstehe natürlich, dass es finanzielle Problem gibt, aber ich für mich persönlich weiß nicht, ob es richtig ist, wenn Kinder, die in Deutschland geboren sind von klein auf in türkischen Kindergärten sind oder sehr stark ihre Freizeit nur in türkischen oder muslimischen Einrichtungen verbringen und nicht in Gesamtdeutschland.

Wortmeldung:

Ich kann sehr gut verstehen, wenn hier auch von DITIB viele Äußerungen dahin gehen, dass man Struktur braucht, dass man Finanzen braucht, dass man sich als Verband gründen will. Ich finde das auch wichtig. Ich stelle mir aber auch die Frage, die sich an den Redebeitrag vor mir anschließt, was ist mit der Frage der interkulturellen Öffnung.

Wir sind in den katholischen Jugendverbänden derzeit in der Diskussion, wie eine interkulturelle Öffnung gelingen kann, so dass es mehr Möglichkeiten des gemeinsamen Erlebens und Erfahrungen Sammeln gibt und sich nicht so sehr an getrennten Vereinen und Verbänden orientiert wird.

Meiner Meinung nach müssten wir es schaffen in unserer Gesellschaft eine Toleranz zu schaffen, nicht nur für die muslimisch Gläubigen, sondern auch für andersgläubige oder auch für anders katholisch Gläubige. Ich komme aus einer Gemeinde, in der es eine kroatische und eine italienische katholische Gemeinde gibt, die aber auch in ihren Landessprachen ihre Gottesdienste halten und ihre Zusammenkünfte haben, wovon ich leider gar nichts verstehe, weil ich weder Italienisch noch Kroatisch kann und es auch keine Begegnungsmöglichkeiten gibt. Ich wünsche mir viel mehr Begegnungsmöglichkeiten in dem Sinne.

Ich habe für eine andere Tagung versucht aus dem Bereich der Schülerarbeit jemanden zu bekommen, der etwas sagen kann zur Zusammenarbeit von muslimischen und deutschen Schülerinnen.

Der sagte mir, ja, wir haben dazu ein Konzept, aber wir brauchen das überhaupt nicht, weil die deutschen Jugendlichen wissen z.B. wann Ramadan ist und haben sich selbstverständlich darauf eingelassen, dass es erst, wenn es dunkel ist Essen gibt und umgekehrt wissen die islamischen Jugendlichen, wann die christlichen Feste sind. Sie sagt, es gibt überhaupt gar kein Konfliktpotenzial. Eigentlich ein positiver Umstand, dass es so viel Kenntnis voneinander gibt, dass man im alltäglichen Zusammenleben auch gemeinsame Erfahrungen sammeln kann, die auch ein Stück abgehoben sind von der jeweils religiösen und kulturellen Identität. Ich glaube, davon brauchen wir mehr, um ein friedliches tolerantes Zusammenleben in dieser Gesellschaft zu garantieren.

Wortmeldung:

Ich habe eine Frage an Frau Can und zwar würde ich gerne wissen, mit welchen Inhalten Sie Ihre Seminare bestücken und wo die Verbindung zur Integration ist.

Werner Höbsch:

Dankeschön. Die erste Runde im Plenum. Vielleicht fangen wir mit der letzten Frage an, Frau Can.

Frau Seyda Can:

Die Inhalte sind die, die man von einem JuLeiCa-Kurs erwartet. Zunächst wird die Situation der muslimischen Jugendlichen gemeinsam ausgearbeitet und analysiert. Wir nutzen die Methode des interaktiven Arbeitens, so dass jeder Jugendliche, der daran teilnimmt sich selbst in verschiedenen Lebensbereichen, an verschiedenen Orten, Schule, Familie oder Freundschaften darstellt und möglichst objektiv die Situation wieder hergibt.

Weiterhin werden Inhalte wie rechtliche Grundlagen der Jugendarbeit in Deutschland behandelt. Was für Aufgaben werden von den Jugendgruppenleitern erwartet? Welche Ziele gibt es? Was ist Jugendschutz? Wie gestalte ich eine Konfliktberatung? Wie löse ich Konflikte? Was gibt es an Konflikten, insbesondere bei muslimischen Jugendlichen? Ich habe mir sagen lassen, dass in JuLeiCa-Kursen sehr oft die Themen Drogen und Alkohol behandelt werden. Dies spielt für die muslimische Jugendarbeit innerhalb der Moscheegemeinde eher eine sekundäre Rolle. Zwar sind sowohl Drogen- als auch Alkoholkonsum auch bei den muslimischen Jugendlichen zu beobachten, als Moscheemitarbeiter sind wir damit aber nicht direkt konfrontiert.

Stattdessen geht es z. B. darum, wie man die Anerkennung als Träger der freien Jugendhilfe erhalten kann. Dann kommen Themen wie Projektentwicklung, wie entwickle ich überhaupt ein Projekt, wo muss ich einen Antrag stellen, wie sehen die rechtlichen Rahmenbedingungen aus, wie bringe ich meine Arbeit an die Öffentlichkeit, an wen muss ich mich wenden, wo sind meine Grenzen. Das sind u.a. die Themen, die in Vlotho behandelt werden.

In Mannheim kommen noch die theologischen Basisinformationen hinzu. Was muss ich beachten, bei einem interreligiösen Dialog, wenn ich z.B. eine Moscheeführung anbiete? Wie muss ich die Informationen weitergeben. Diese Themen werden in Mannheim zusätzlich besprochen.

Werner Höbsch:

Als nächstes die Frage: Werden Jugendliche und die Migration zu oft als Problem angesehen? Muss nicht vielmehr die Ressource gesehen werden, der Reichtum, der möglicherweise darin liegt? Da möchte ich gerne sowohl Frau Varga wie auch Pater Otto fragen: Wird zu oft das Problem gesehen, zu wenig die Ressourcen?

Vesna Varga:

Zunächst mal denke ich, dass die Arbeit mit jungen Menschen durch zwei Dinge geprägt sein muss. Das ist zum einen, das was Sie auch sagten, wir müssen als Pädagogen nicht nur durch unsere fachliche Kompetenz sichtbar werden, sondern wir müssen auch als Menschen greifbar sein.

Und dann finde ich das Interesse der jungen Migranten an anderen Kulturen als Ansatzpunkt bemerkenswert. Dieses Interesse liegt auch darin begründet, dass sie einen großen Teil interkultureller Kompetenz schon mitbringen, was eine große Ressource dieser jungen Leute ist. Sie bringen sie durch ihre eigene Migrationserfahrung mit. Und das wird in der Tat viel zu wenig gesehen. Und darauf aufbauend, das ist auch mein Wunsch, wünsche ich mir mehr Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen.

Ich sehe, dass das Interesse bei den jungen Migranten vorhanden ist. Und wir als Einrichtung würden gerne viel häufiger z.B. mit Moscheevereinen aber auch mit anderen kirchlichen Gemeinden oder auch mit der jüdischen Gemeinde zusammen Projekte durchführen. Wir haben vorgestern, am Samstag mit der DITIB-Moschee in Bonn eine große Veranstaltung durchgeführt. Ein Wissenswettbewerb für Hauptschüler, wo es prinzipiell um Allgemeinbildung, Berufsbildung aber auch darum ging, Wissen in Bezug auf Religionen zu erweitern. Wir haben versucht viele Dinge miteinander zu verbinden. Solche guten Kooperationen wünsche ich mir mehr, denn hier stecken viele Potenziale, von denen vor allem junge Migranten profitieren.

Pater Franz-Ulrich Otto SDB:

Ich denke bei uns in der Jugendsozialarbeit geht es vor allem erst mal darum, was bringt der Einzelne an Möglichkeiten mit und wie können wir die Jugendlichen dazu ermutigen ihre Potenziale zu nutzen. Vielleicht kommt ein Jugendlicher durch eine Sprachbarriere gar nicht dazu, seine anderen Fähigkeiten ins Spiel zu bringen. Deswegen ist es ganz wichtig, diese Sprachbarriere abzubauen.

Unser politisches Handeln geht immer sehr darauf hinaus, tatsächlich auch jugendspezifische Sprachkurse zu schaffen und diese nicht abzubauen, wie es in letzter Zeit häufig geschehen ist. Das ist das eine. Darüber hinaus ist es wichtig auf die Ressourcen zu schauen, die jeder mitbringt. Und das heißt Interesse an Jugendlichen zu haben und dann auch weiter zu schauen, was kann er daraus machen, wie kann er das entfalten und natürlich das Gemeinsame zu sehen, wie kommen wir gemeinsam weiter.

Ich glaube, wenn in der praktischen Arbeit Verständnis geschaffen wird, dann ist die Basis gegeben nach vorne zu schauen und einen Berufsabschluss zu schaffen. Natürlich auch immer wieder in Frage zu stellen, was will ich eigentlich, was will ich in diese Gesellschaft, in diese Welt hineingeben, wie kann ich meine Möglichkeiten, die ich mitbekommen habe in der Schöpfung umsetzen und verwirklichen.

Wir sprechen oft von Berufung, das ist ein hohes Wort, was meistens nur auf geistliche Berufe Anwendung findet. Aber letzten Endes geht es in der Jugendsozialarbeit um die Frage, was hast Du und wie können wir das verstärken. Und ich glaube, das ist über Grenzen hin-

weg die entscheidende Frage, ob es Schulsozialarbeit ist, ob es Jugendberufshilfe ist, ob es Jugendwohnheime sind. Wenn wir uns daran orientieren, dann kommen wir über gemeinsame Erlebnisse dazu Verständnis füreinander aufzubringen und zu hinterfragen, um damit tatsächlich über den anderen nachzudenken. Und dann denke ich, sind nicht so sehr die trennenden Unterschiede, sondern die Gemeinsamkeiten im Vordergrund, das ist entscheidend.

Bischof Dr. Franz-Josef Bode:

Ich würde den Horizont noch einmal etwas ausweiten von der speziellen Jugendarbeit weg. Denn Sie haben danach gefragt: Wann kommen wir dazu, mehr in einem gemeinsamen Horizont zu denken und zu handeln. Es hat sich im innerchristlichen Dialog gezeigt, das es auch nicht gut ist wenn sich der Dialog des Lebens zu sehr vom Dialog der Wahrheit, der Inhalte entfernt. Das heißt, wir haben auch eine Menge gemeinsamer Inhalte.

Es ist also zu fragen, was der Ein-Gott-Glaube in unserer Gesellschaft bedeutet, unabhängig von Dreifaltigkeit oder Nicht-Dreifaltigkeit. Was heißt es überhaupt in unserer Gesellschaft, Gott an die erste Stelle zu setzen. Das ist etwas, was unser urgemeinsames Interesse sein muss, dem sich alles andere nachordnen muss.

Oder die Frage der Schöpfung, die Frage des Friedens, damit verbunden der Gewalt, die Frage nach dem gemeinsamen Eintritt für das Leben. Wir haben eine ganze Menge von Gemeinsamkeiten im Umgang mit dem Leid und in der Frage nach dem Ziel unseres Lebens, dass es ein Leben nach dem Tode gibt, wie der einzelne sich das auch vorstellt. Das sind Grundfragen unserer Existenz, theologisch und spirituell.

Ich glaube, dass wir an diesem Punkt noch gar nicht sind, da wir jetzt sehr stark von der Gruppe der Jugendlichen ausgehen. Aber das ganze muss einen Hintergrund haben. Es geht nicht nur um ein soziales Miteinander, sondern auch um ein spirituelles. Heute ist von der Mystik gesprochen worden, von den spirituellen Quellen sowohl des Islams als auch des Christentums. Da können Sie Gebete und Texte entdecken, die frappierend ähnlich sind, die wir aussprechen können, von denen wir eine Vertiefung und Verinnerlichung lernen können. Da ist eine ganze Menge, auf dem dann die anderen Dinge wachsen können.

Einerseits muss man vom Praktischen kommen; das müssen Jugendsozialarbeit und Jugendarbeit sehr stark tun. Das habe ich ja eben vertreten. Aber wir müssen auch die andere Seite, die theologische und die wissenschaftliche, die spirituelle einbringen und dort den Dialog führen. Es muss einen Dialog des Lebens, der Spiritualität und der Praxis geben. Wenn das nicht zusammenspielt, werden wir nicht gut weiterkommen.

Werner Höbsch:

Herr Bischof Bode, ich danke Ihnen für diese Weitung, die noch mal deutlich macht, welche Ressourcen wir nicht nur im Lösen von sozialen Problemen und Konflikten haben, sondern welche Ressourcen auch im Glauben von Christen, Christinnen und Muslima und Muslimen liegen. Dankeschön, dass Sie die Gemeinsamkeiten betont haben, ohne die Unterschiede zu verschweigen, denn das sind, denke ich, die Ressourcen, die dann auch in der Arbeit eine Rolle spielen.

Herr Alboga, jetzt Sie noch mal zur Frage der interkulturellen Öffnung. Ich weiß, dass Sie für interkulturelle Öffnung sind, sehe aber auch, dass es hier noch Probleme und Schwierigkeiten gibt. Was könnten Schritte sein, was tun Sie diesbezüglich und wie könnte eine interkulturelle Öffnung im Bereich der Moscheen stattfinden, wenn Sie vom Geld absehen?

Bekir Alboga:

Als ich 1995 in Mannheim eingeladen wurde zu einer interreligiösen Eröffnung, hat mir eine evangelische Pfarrerin gesagt, Herr Alboga seit Jahren feiern wir in unserer Schule multireligiöse Feiern, da sind muslimische Kinder dabei, aber es gibt keinen muslimischen Theologen. Können Sie nicht dabei sein, dass wir diesen Schulgottesdienst muslimisch-christlich feiern. Ich habe spontan zugesagt. DITIB Mannheim hat mir auch die Unterstützung gewährt,

so dass wir 1995 mit einer Schule angefangen haben, eine interreligiöse Öffnung in Mannheim einzuführen, die später zu einer interkulturellen Öffnung führte.

Was heißt interkulturelle Öffnung in Mannheim? In Mannheim gibt es die Tradition „Mannheims lange Nacht der Museen“. Museen öffnen ihre Türen. Als wir dort die neue Moschee eröffneten und die Moschee zu einer Attraktion, zu einer Sehenswürdigkeit in Mannheim wurde, fragte die Zeitschrift Meier: Herr Alboga, wollen Sie nicht an Mannheims langer Nacht der Museen mitmachen? Ich habe gesagt, wir sind kein Museum, aber eine interkulturelle Öffnung ist von Nutzen.

Also haben wir etwa 1997 angefangen an der langen Nacht der Museen teilzunehmen. Und was haben die Kirchen getan? Als die City-Kirchen, katholisch und evangelisch, gesehen haben, dass 5000 Menschen in einer Nacht die Moschee besucht haben, haben sie gesagt, wir wollen auch unsere Kirchen öffnen.

Gegenüber von uns liegt die katholische Liebfrauenkirche. Die Liebfrauenkirche beleuchtete ihren Kirchturm nicht. Als sie gesehen hat, dass wir unser Minarett beleuchten, hat sie angefangen den Kirchturm zu beleuchten. Als wir unsere Türe öffneten für die lange Nacht der Museen, haben sie auch angefangen die Türen der Kirche zu öffnen. Es leben die Muslime in Deutschland, meine Damen und Herren, für diese spirituelle Vitalität der Religiosität.

Diese Tradition der multireligiösen Schulfest geht in Mannheim jedes Jahr in fünf Schulen weiter. Warum erwähne ich das? Weil für mich diese multireligiöse Schulfest, ein genau so großes Konzept ist wie der islamische Religionsunterricht. Muslimische Kinder und christliche Kinder nebeneinander, die eine Gruppe praktiziert eine christlich geprägte Schulfest, im gleichen Raum neben ihnen muslimische Kinder. Sie lernen sich gegenseitig in einer spirituellen Atmosphäre kennen. Ich gehe davon aus, dass die Kinder, wenn sie in einer Schule, das sind leider meistens Hauptschulen, fünf Jahre hintereinander, von der fünften bis zur zehnten Schulklasse, jedes Jahr einmal in der Kirche, einmal in der Moschee dieses Erlebnis erlebt haben, in Zukunft Freunde werden können. Für die religiöse und interkulturelle Öffnung, meine Damen und Herren, gibt es tausend Wege und Möglichkeiten. Die Ressourcen sind da. Wenn der Wille da ist, sind dort auch tausend Wege.

Werner Höbsch:

Nun ist das, was Sie zu multireligiösen Schulfest angesprochen haben, in Köln noch mal ein besonderes Thema. Da ich hier als Moderator sitze, kann ich nicht darauf eingehen, sondern gebe der Frau Can das Wort.

Seyda Can:

Wir möchten dieselben Chancen haben, wie alle anderen Jugendlichen auch. Ich wünsche, dass die muslimischen Jugendlichen nicht mehr als „Extra“ behandelt werden, sondern genauso selbstverständlich wie eine katholische oder evangelische Jugendarbeit in der Gesellschaft ankommt.

Die interkulturelle Öffnung ist auch sehr wichtig, Diese muss auf beiden Seiten geschehen. Eine Öffnung darf nicht nur von einer Seite verlangt werden. Es müssen Zeichen gesetzt werden, die zeigen, dass die Öffnung angenommen wurde.

Ich möchte hierzu ein Beispiel geben, ohne das Thema neu zu öffnen. Wir sind momentan in der Vorbereitungsphase für einen Moscheebau. Unsere jetzige Räumlichkeiten wollen wir moderner und würdevoller gestalten. Dafür haben wir unsere Öffnung auch symbolisch in den Vordergrund gebracht. Allzu oft wird uns aber vorgeworfen, dass wir eine schlechende Islamisierung vorhaben, durch diesen Bau. Daher ist es für mich wichtig, das Vertrauen so aufzubauen, dass die Öffnung auch akzeptiert und gleichzeitig auch diesem entgegengekommen wird.

Werner Höbsch:

Danke. Es gab noch eine Frage, nicht nur die Türen und die Tore zu öffnen, sondern auch eine innere, ja eine Öffnung im Verhalten, eine Öffnung in der geistigen Haltung und da war

Ihr Plädoyer gewesen: Bitte bietet noch mehr Sprachkurse an, damit überhaupt eine Kommunikation, ein Gespräch möglich ist..

Bekir Alboga:

Es lernen jedes Jahr bei DITIB mehrere tausend Menschen Deutsch. Wir bieten Deutschkurse an, aber nicht nur Deutschkurse. Wir bieten schon mehr als wir leisten können, wir sind Leistungsträger, mit dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge arbeiten wir auch in dieser Integrationsarbeit tatkräftig zusammen.

Bischof Dr. Franz-Josef Bode:

Wir haben jetzt von Öffnung, von kultureller und religiöser, interreligiöser Öffnung gesprochen. Unsere Gemeindemitglieder fahren natürlich im Urlaub auch in islamische Länder und erleben dort nicht immer unbedingt, dass man frei Kirchen bauen oder sich kirchlich äußern kann. Ich werde in Kürze mit einer Priestergruppe in die Türkei reisen. Es wird nicht so leicht sein, dort einen Ort zu finden, wo wir gemeinsam die Eucharistie feiern können.

Wenn wir hier den Streit um die Moschee in Köln haben, dann muss man fragen dürfen: Wann darf in der Türkei oder anderen islamischen Ländern unter gleichen Bedingungen auch eine christliche Kirche gebaut werden und das christliche Leben seinen äußerlichen Ausdruck finden? Ich weiß, dass da schon vieles geschieht. Dafür gibt es Beispiele; die haben Sie mir eben schon genannt. Aber es ist doch die Erfahrung von vielen, dass das nicht immer in der gleichen Weise geschieht, in der wir uns hier in Deutschland darum bemühen. Das muss ich zumindest sagen, weil mir viele, die mein Miteinander mit Ihnen hier sehen, diese Fragen entgegenhalten. Das ist für uns ein ganz schwieriger Punkt, der zwar über die Jugendarbeit hinausgeht, aber die Jugendlichen übernehmen manche undifferenzierten Urteile aus solchen Diskussionen. Deswegen wäre mir lieb, wenn wir diesen Punkt hier zumindest nicht ganz verschweigen würden. – Zum Dialog gehört auch das, was man sich vielleicht manchmal nicht so gerne sagt.

Bekir Alboga:

Ich bin dafür, ich sage das immer wieder, nicht nur hier, auch wenn ich in der Türkei für türkische Zeitungen oder für das türkische Fernsehen Statements abgebe, dass ich dafür bin, dass z.B. in der Türkei, die gesetzlichen Lücken so geschlossen werden, dass man auch ohne Problem eine neue Kirche errichten darf. In der Türkei darf man mittlerweile historische Kirchen restaurieren, Kirchen, die zum Museum gemacht worden sind, konnten wieder als Kirchen eröffnet werden. Es ist so, man muss in einer Ortschaft nachweisen, dass es dort eine christliche Gemeinde gibt, die eine neue Kirche braucht. Vor dem Gesetz so wie wir in Deutschland in der Verfassung gleich gestellt sind, sind eigentlich alle Gläubigen in der Türkei auch gleichgestellt. Ich habe vor zwei Tagen in einer historischen Moschee den zuständigen Mann in der Stadtverwaltung gefragt, bezahlt die Moschee hier Strom und Wasserkosten. Er hat gesagt nein. Beahlt die Kirche Strom und Wasserkosten? Nein. Ebenso verhält es sich mit den Synagogen und Kirchen, die als Religionsgemeinschaft anerkannt sind.

Die deutsche katholische und evangelische Gemeinschaft sind noch nicht anerkannt, aber die griechisch-orthodoxen, syrisch-orthodoxen, armenischen Gemeinden sind anerkannt, aus historischen Zusammenhängen heraus.

Lieber Herr Bischof Bode, wenn Sie sagen, dass Sie das nicht vergleichen, unterstütze ich Sie in Ihren Aussagen ohne wenn und aber in jedem Punkt. Aber wenn Sie sagen, dass 120.000 Muslime, die seit 50 Jahren in Köln leben und die noch keine einzige repräsentative Moschee haben, auf die sie stolz sein können, eine Moschee erst dann bauen dürfen, wenn es in der Türkei möglich ist eine Kirche zu bauen, dann sage ich, nein, bitte nicht, das ist gegen die Integration. Ansonsten unterstütze ich Sie in Ihren Aussagen.

Werner Höbsch:

Das haben wir gehört und Bischof Bode hat es auch nicht als Bedingung gesagt. Im Koran steht ja ein wunderbarer Satz: Wetteifert im Guten. Nicht im Negativen. Wir wollen es uns zu eigen machen, im Guten zu wetteifern und da ist es egal, wo im Guten die Vorlagen kom-

men, wenn die andere Seite nachzieht und man darf schon mal nachfragen. Jetzt gehen wir zurück auf die Jugendsozialarbeit und verlassen die Frage zum Moscheebau und zum Kirchbau.

Wortmeldung:

Ich möchte zu dem Thema Sprachkurs und Chancengleichheit etwas sagen. In Sprachkursen habe ich die Erfahrung gemacht, dass Jugendliche jahrelang Deutsch lernen, dass die Kurse aber nicht ausreichen. Wir haben uns wirklich überlegt, wie wir es schaffen, dass die Jugendlichen nach dem Unterricht weiterhin Deutsch sprechen oder nachmittags in Vereine gehen. Da würde ich mir mehr Öffnung wünschen, dass Sie das mittragen. Zum Thema Chancengleichheit ist es so, dass die Integration häufig in der Ausbildung scheitert, am Thema Kopftuch, am Thema Ramadan, am Fasten, wenn Jugendliche nicht mehr arbeiten können, weil sie zu schwach sind und Mädchen z.B. am Abend die Veranstaltungen nicht besuchen dürfen, die erforderlich sind für den Spracherwerb. Da wünsche ich mir mehr Öffnung Ihrerseits, dass Sie eine Integration der Jugendlichen unterstützen. Vielen Dank.

Wortmeldung:

Es ist jetzt viel über interkulturelle Öffnung gesprochen worden und ich würde das gerne wieder auf die Jugendsozialarbeit zurück führen und ein Thema ansprechen, das überall mitschwingt, aber nicht ausgesprochen wird, das aber für Jugendliche von zentraler Bedeutung ist, gerade auch bei der Identitätsentwicklung. Es geht um das Thema der Sexualität. Ich sehe hier sehr große Schwierigkeiten in der interkulturellen Öffnung, weil auf beiden Seiten das Thema Normen und Werte ein sehr schwieriges ist, häufig auch ein sehr gegensätzliches, wo viele Vorurteile bestehen. Ich wüsste gerne, wie in diesem Kontext Ihre Haltung im Sinne einer Perspektive ist.

Wortmeldung:

Wenn DITIB in die Jugendarbeit richtig einsteigt, sehe ich die vielleicht unbegründete Gefahr, dass die türkischen Jugendlichen in der Ethnie begrenzt sind, dass dort nur türkische Jugendliche hinkommen, vielleicht auch mit der Landessprache Türkisch. Wenn Sie „zu uns“ kommen, haben sie mit anderen Migranten, mit Deutschen Kontakt, mit deutschen Betreuern, so dass sie näher in der Mehrheitsgesellschaft, also eher mit dem Integrationsgedanken Kontakt haben, als vielleicht bei DITIB. Vielleicht ist das eine unbegründete Befürchtung von mir als Jugendarbeiter. Wie läuft Jugendarbeit bei DITIB?

Wortmeldung:

Ich habe zwei Fragen. Die eine betrifft die Situation, dass wir im allgemeinen Klima, auch mit Blick auf die Medien, eine Verschärfung im Hinblick auf den Dialog haben. Also wenn ein Rechtsprofessor in Hamburg sagen kann, dass der Islam im Sinne der Gleichbehandlung nicht gleich behandelt werden soll im Staat, sondern dass das Christentum größeren Vorzug hat, wird eine Tendenz angegeben, die sich niederschlägt und die die Begegnung insgesamt schwieriger macht.

D.h. meine Frage ist an dieser Stelle: Wie gehen wir praktisch, also Sie und wir, die wir in den Bereichen arbeiten, besser mit unseren Medien um, so dass neben den Vorurteilen, die liebend gerne auch über die überregionale Presse und über das Fernsehen projiziert werden, auch positive Beispiele verbreitet werden. Ich habe den Eindruck, hier ist doch sehr viel Internes, man präsentiert sich, da gibt es schöne Projekte, aber was da in Vlotho und in Mannheim läuft, nur mal als Beispiel zu nennen, das kommt eigentlich nicht rüber. Wenn aber irgendwo Gewalt ausbricht, dann ist die Presse davon voll. Das ist meine erste Frage.

Die zweite Frage: Wie können wir damit vor Ort umgehen? Was wird im Hinblick auf die Ausbildung der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter dafür getan, dass diese Vorurteile, diese Ängste, die vielleicht in uns allen drin stecken, die Moschee und das Kopftuch sind ja Symbole für diese Ängste, wie kann man in der Ausbildung der christlichen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter an dieser Stelle etwas ändern, im staatlichen Bereich, z.B. hier auf dieser Schule. Die Möglichkeiten an dieser Stelle etwas zu lernen, Begegnungen zu erfahren sind so gering.

Wortmeldung:

Sie mögen es mir verzeihen, wenn ich da vielleicht etwas naiv denke, aber zu Sprachkursen fällt mir ein: Wenn ich einen Sprachkurs in England mache, ist mir eine Gruppe gemischt kultureller Leute lieber, um Englisch zu lernen, als wenn ich nur umgeben bin von anderen Deutschen und ich die ganze Zeit Deutsch reden kann. Es gibt genug Angebote. Ich selbst arbeite bei Sprachkursen mit, die von deutschen Trägern angeboten werden. Da kommt es vor, dass wir nicht an muslimische und an türkische Jugendliche herankommen, weil es heißt, es ist ein deutscher Träger, der ist westlicher Prägung, komm lieber zu uns, die tun dir nicht gut.

Werner Höbsch:

So jetzt kommen wir zu der letzten Runde hier im Podium, weil die Zeit soweit fortgeschritten ist. Es sind jetzt eine ganze Reihe von Fragen angesprochen worden. Es sind auch Ängste formuliert worden. Vielleicht fangen wir mit den Ängsten an, um nachher noch mal auf die Ressourcen zu kommen. Frau Can, es ist die Frage gestellt worden, ob das Angebot der Jugendarbeit in der Moscheegemeinde ausschließlich von türkischen Jugendlichen wahrgenommen wird und ob die Gefahr der Ghettoisierung besteht?

Seyda Can:

In Deutschland lebt mittlerweile die dritte Generation der muslimischen Migranten. Ich muss zugeben, dass ich verwirrt war, als ich nach einer „Auszeit“ von 12 Jahren wieder nach Deutschland kam und gesehen habe, wie schlecht die dritte Generation die „Muttersprache“ beherrscht. Die muslimischen Jugendlichen in Deutschland sprechen definitiv die deutsche Sprache besser als die eigene Herkunftssprache. Auf Deutsch können sie sich besser artikulieren und auch wenn immer wieder einige türkische Sprüche oder Wörter fallen. Diese fallen aber dann auf. Insbesondere weil die gesamte Integrationsdebatte momentan sehr in den Vordergrund gerückt ist. Und da die Türken den größten Anteil an Migranten bilden, fokussiert man sich auf diese Gruppe. Auch in unseren Jugendabteilungen wird mehrheitlich Deutsch gesprochen. Das erlebe ich tagtäglich. Zwar bilden die türkischsprachigen Jugendlichen die Mehrheit der in Deutschland lebenden Migranten und auch in der DITIB sind sie stärker vertreten, jedoch werden die Angebote der Moscheegemeinden nicht ausschließlich von diesen wahrgenommen. Neben den Türkischstämmigen gibt es auch eine Reihe von bosnischen, albanischen, arabischen, iranischen Jugendlichen, die in der DITIB sind.

Auch innerhalb der Gesamtangebote der DITIB sind die verschiedenen Nationalitäten wieder zu finden. Allein in unseren Sprachkursen nehmen Menschen von 18 verschiedenen Ländern teil.

Persönlich bin ich dafür, dass eine bilinguale Erziehung gestärkt wird. Es ist eine Bereicherung, wenn ein Kind von Geburt an zwei Sprachen lernt.

Werner Höbsch:

Ich höre aus der Anfrage auch einen Wunsch heraus. Den Wunsch nämlich nach Kooperation, nach Zusammenarbeit, nicht nur unter sich zu bleiben, sondern auch zu sehen, wo sind Partner in der Jugendsozialarbeit, mit denen man etwas zusammen machen kann, ohne das Eigene zu verleugnen. Jetzt war eine Frage, Pater Otto, können Sie da vielleicht etwas zu sagen, zu der Ausbildung, zu dem gesamten Bereich der christlichen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter. Was müssten die eigentlich noch können, was können wir denen beibringen, damit diese Arbeit auch gelingt?

Pater Franz-Ulrich Otto SDB:

Ich glaube, dass zunächst erst einmal die eigene Festigkeit und auch das eigene Wissen intrareligiös gestärkt werden sollten. Wenn junge Menschen Pädagogen erleben, die authentisch leben, die aus ihrem Glauben heraus leben, dann ist das das Beste, was mitgegeben werden kann.

Denn authentisch leben heißt nicht jemand anderem etwas überstülpen, sondern wahrhaftig zu leben, so dass ich es demjenigen auch abnehme, wenn ich es erlebe.

Zum anderen natürlich auch ein Wissen zu vermitteln über andere Religionen und auch selbst Begegnungen zu ermöglichen, damit Ängste genommen werden bei den Multiplikatoren selbst. Es ist ganz wichtig, dass dort Erlebnisse sind, und dass auch die Unterschiede

definiert werden. Ich denke, die größte Gefahr ist eine Gleichmacherei, eine Verwischung der Standorte.

Es ist notwendig die Unterschiede zu kennen. Dann kann man besser damit umgehen und das Wissen auf konkrete Lebenssituationen übertragen.

Werner Höbsch:

Dann war eine Frage nach den Werten gewesen, insbesondere in der Erziehung, Sexualerziehung, aber ich greife das etwas weiter, Rolle von Mann und Frau, müsste es da eine Perspektive, eine Entwicklung geben. Herr Alboga, vielleicht dazu.

Bekir Alboga:

Nichts bleibt wie es ist. Es ändert sich alles. Auch unsere Nachkommenschaft passt sich an, ob wir das so steuern oder nicht. Sie besuchen den Sexualkundeunterricht in der Schule. Wir als DITIB haben niemandem verboten, an der Sexualkunde oder am Sportunterricht teilzunehmen.

Ich kenne das von meinen eigenen Kindern. Drei Kinder, hier zur Welt gekommen und alle drei haben in einem katholischen Kindergarten Deutsch gelernt. Sie sprechen Deutsch und Türkisch, Englisch. Wenn Sie in der Türkei sind, sprechen sie perfekt Türkisch, wenn sie in Deutschland sind, sprechen Sie perfekt Deutsch.

Wenn sie eine selbstbewusste religiöse stabile Identität haben, haben sie vor nichts Angst. Ich verdanke meine religiöse stabile Identität meinen achtzehn Lebensjahren in der Türkei, wo ich zunächst mal die Fundamente meiner auch spirituell geprägten Religiosität erfahren habe. Dann kam ich nach Deutschland, lernte Deutsch, ich war achtzehn Jahre alt. Ich habe alle Lebensbereiche in Deutschland kennen gelernt. Es kommt darauf an, was für eine Familie Sie haben und wie in der Familie erzogen wird, wie die Eltern erzogen wurden, wie die Schule die Kinder anspricht, wie verständlich die Schule versucht, diese Themen zu behandeln. Deswegen ist es ein sehr weites Thema. Man muss den Menschen die Angst nehmen. Man kann die Kinder in vielerlei Hinsicht leichter aufklären. Es ist nicht so schwierig, wie es scheint. Man muss die richtigen Wege und Methoden entwickeln.

Vesna Varga:

Trotzdem denke ich, dass dieser Punkt auch noch zu erweitern ist, denn Fragen des Gender-Mainstreaming, Rollenmodelle und Geschlechtergleichberechtigung sind gerade im Familienzusammenhang wichtige Themen. Ich muss mich anschließen, Selbstbewusstsein und Angstfreiheit ist sicherlich wichtig, denn wenn Selbstbewusstsein da ist, gerade bei jungen Frauen, können Sie gestärkt ihren eigenen Weg gehen.

Ich muss trotzdem sagen, dass wir oft erleben, dass an den Rollenmustern des Herkunftslandes festgehalten wird, an den Rollenmustern, die auch in der Familie erlebt werden. Und da denke ich, muss Jugendsozialarbeit ansetzen und vor allem den jungen Frauen, erweiterte Rollenbilder anbieten.

Daneben muss natürlich das Selbstbewusstsein gestärkt werden, damit dann auch der Mut da ist, den eigenen Weg auch möglicherweise gegen Widerstände zu gehen.

Werner Höbsch:

Dankeschön. Die Frage der Medien ist noch gestellt worden. Da denke ich, ist natürlich eine Berichterstattung auch über positive Dinge hilfreich, nicht nur über Katastrophen und Anschläge. Aber da ist es auch unsere Aufgabe, nicht nur über die Medien zu schimpfen, sondern eben auch diese positiven Beispiele zu liefern und weiter zu geben und auch nachzufragen. Wozu ich ermutigen kann, ist nicht nur Leserbriefe zu schreiben, wenn irgendetwas negativ ist, sondern auch zu schreiben, wenn etwas positiv wahrgenommen wird und etwas gelungen ist. Ich möchte jetzt, weil wir am Ende angelangt sind, noch eine kleine Runde zum Abschluss im Podium machen. Bitte nur einen einzigen Satz. Eine Frage: Wenn Sie nach vorne sehen, was wünschen Sie sich? Was fehlt? Haben Sie einen Wunsch, den Sie äußern möchten an Politik, an Kirche, an Moscheegemeinden, an Gott? Was wünschen Sie?

Vesna Varga:

Der erste Begriff, der mir einfällt, wenn ich daran denke, was ich mir wünsche, ist: Ich wünsche mir mehr Zeit. Die Aufgabe mit Jugendlichen zu arbeiten, erfordert Beziehungsarbeit, Menschen sind unterschiedlich und Migrantinnen und Migranten umso mehr. Damit in Zusammenhang wünsche ich mir mehr niedrigschwellige Angebote. Denn mit allen unseren Projekten und unseren Angeboten, damit meine ich die Jugendarbeit insgesamt, erreichen wir noch lange nicht alle Jugendlichen, die davon profitieren würden.

Bekir Alboga:

Mögen die Kirchen Maßnahmen ergreifen und entdecken, so dass der evangelische Fundamentalismus in Deutschland nicht größer wird.

Bischof Dr. Franz-Josef Bode:

Ich wünsche mir, dass es solche Veranstaltungen wie heute öfter gibt. Dann aber vielleicht thematisch noch eingegrenzter auf spezielle inhaltliche Themen. Denn wir müssen von diesem doch eher allgemeinen Überblick auf konkrete Einzelheiten kommen, damit der Dialog des Lebens und der Wahrheit und der Spiritualität nicht auseinander fallen.

Seyda Can:

Sowohl als eine muslimische Frau als auch eine muslimische Jugendliche und vor allem als Mensch wünsche ich mir eine Gleichberechtigung für alle.

Pater Franz-Ulrich Otto SDB:

Ich wünsche mir, dass wir mehr das Gemeinsame als das Trennende suchen. Und uns auf den Weg machen, wie Don Bosco mal gesagt hat, fröhlich sein und die Spatzen pfeifen lassen, das Negative vielleicht, wenn wir das mit den Spatzen sehen, so bezeichnen und das Gute tun und das auch mit einem gewissen Optimismus.

Werner Höbsch:

Zum Schluss wünsche ich, dass Sie auch weiterhin die Kraft, die Geduld, den Mut haben, die Arbeit an der Basis vor Ort weiterführen zu können, die Sie weiterführen, weil das im wahrsten Sinne Friedensarbeit ist und eine ganz wichtige Arbeit im gegenseitigen Lernen und Verstehen. Ich darf mich hier bei dem Podium bedanken. Frau Varga, Herr Alboga, Herr Bischof Bode, Frau Can, Pater Otto, ganz herzlichen Dank für Ihre Impulse. Und ich darf mich bei Ihnen bedanken, für Ihre Beiträge, für Ihre Fragen, mit denen Sie den Nachmittag bereichert haben.



Nachtrag

Plurale Identitäten Erfahrungen im interreligiösen Dialog

Norbert Bauer, 2007

Vorstellungsrunde beim „Interreligiösen Dialog“ in der Freizeitanlage Klingelpütz, einer Offenen Tür am Eigelstein in Köln.

Jeder Teilnehmer nennt in der ersten Runde seine Religion. An einem Tisch sitzen sunnitische Berber, katholische Kroaten, schiitische Iraner, protestantische Deutsche und einige Vertreter weiterer Religionen. Identitäten und Gemeinsamkeiten werden über die Frage der religiösen Zugehörigkeit bestimmt. Bei der nächsten Runde wird nach dem Lieblingsfußballverein gefragt. Gleich bilden sich neue Schnittmengen: Der protestantische Sozialarbeiter und der schiitische Student bekennen sich gemeinsam zum 1. FC Köln, der katholische Theologe und der sunnitische Einzelhandelskaufmann entdecken ihre gemeinsame Leidenschaft für Bayer Leverkusen.

Auch wenn der Fußballfrage nicht das gleiche Gewicht zugesprochen werden darf wie der Frage nach der religiösen Überzeugung, zeigt dieses kleine Experiment, dass sich bei einem interreligiösen Dialog nicht nur Christen und Muslime gegenüber sitzen, sondern Menschen, die eine Vielzahl von Überzeugungen und Eigenschaften mit bringen. Die Fokussierung auf die religiöse Identität verkürzt den Dialog.

Seit vier Jahren nehme ich nun als katholischer Vertreter an einem interreligiösen Dialog teil, der vom interkulturellen Dienst der Stadt Köln bewusst in dieser Offenen Tür initiiert wurde. Die vor Ort tätigen Pädagogen stellten fest, dass die muslimischen Jugendlichen sich verstärkt über ihre religiöse Herkunft definierten und dabei auch radikale Positionen übernahmen, die den stereotypen Zuschreibungen des Islams entsprechen. Diese neue Positionierung wurde vor allen nach dem 11.9.2001 offenbar und entsprach einer geänderten Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit.

Die Jugendlichen wurden sowohl in den Medien als, auch in ihrem sozialen Umfeld auf einmal anders wahrgenommen: Ihre Eltern waren noch *die Gastarbeiter*, sie waren zunächst ihre Kinder mit *Migrationshintergrund*, plötzlich waren sie vor allem *Muslime*. Diese selektive Wahrnehmung ging einher mit einer weiteren Engführung: Die Tatsache, dass die Täter der Attentate von New York, London und Madrid sich auf den Koran berufen und zurzeit „die Gefahr von Terroranschlägen eher von jungen muslimischen Männern als von älteren jüdischen Damen ausgeht“², stellte den Islam unter einen Generalverdacht. In den einschlägigen Talkshows und Magazinen wurde der Islam nur noch unter den Stichworten Terror und Unterdrückung diskutiert. Nicht nur auf Grund dieser Fremdwahrnehmung änderte sich das Selbstverständnis der Jugendlichen.

Dank des öffentlichen Diskurses bekam für sie das Thema Religion eine neue Relevanz. Die Zuschreibung als Muslim wurde dankbar angenommen. In dieser Situation startete der interreligiöse Dialog. Die Jugendlichen sollten einen Raum erhalten, um sich mit religiösen Fragestellungen auseinander zu setzen. Diesen Ort zu finden, ist für junge Muslime schwierig: Eine vergleichbare Möglichkeit wie den konfessionellen Religionsunterricht an den Schulen gibt es nicht, und in der Unübersichtlichkeit der Moscheenlandschaft einen geeigneten Platz zu finden, ist nicht einfach. Mit Jusra Schröer wurde bewusst eine Frau und praktizierende Muslima gewählt, diesen Dialog zu initiieren und zu moderieren. Jusra Schröer, in Jordanien geboren, ist Absolventin der Katholischen Fachhochschule in Köln. Die Dipl.-Sozialarbeiterin / Sozialpädagogin promoviert zurzeit an der Uni Köln zum Thema „Islam in Deutschland als Alltagsreligion in der Postmoderne.“

Diese personale Entscheidung hat programmatischen Charakter. Die Jugendlichen sollten dem Islam als in Deutschland gelebter Alltagsreligion begegnen und lernen, „selbstständig

² Navid Kermani, Wir sind Murat Kurnaz, taz 29.03.2007, 3.

die religiöse Überlieferung zu interpretieren, anstatt allein Meinungen der Gelehrten ferner Länder und von dort entsandter Imame zu übernehmen.“³

In einem ersten Schritt nutzen die Jugendlichen zusammen mit der Dozentin den neu geschaffenen Raum als eigenes Lernfeld, um sich in einem geschützten Rahmen unter kompetenter Anleitung den eigenen Fragen zu stellen. Danach wurde der Kreis erweitert. Ein evangelischer Pfarrer und ich, katholischer Pastoralreferent, begleiten als christliche Gesprächspartner den Kreis kontinuierlich. Darüber hinaus werden gezielt Experten zu den jeweiligen Terminen eingeladen: Mit einem Vertreter der liberalen Jüdischen Gemeinde konnten antisemitische Vorurteile überprüft, mit einem Polizisten über die Erstellung einer Antiterrordatei und mit einem Journalisten über die Präsenz des Islams in den deutschen Medien diskutiert werden. Bei einem interreligiösen Dialog geht es nicht nur um den Glauben, es geht auch immer um die Lebenswirklichkeit der Teilnehmer.

Meine in den vergangenen Jahren bei diesem interreligiösen Dialog gewonnenen Erfahrungen sind ambivalent. Ich kann mich an Gespräche erinnern, in denen einige Jugendliche unverhohlen antisemitische oder homophobe Äußerungen von sich gegeben haben. Diesen muss entschieden widersprochen werden, trotz aller Authentizität, die sich dort widerspiegelt. Diese Aussagen dürfen aber auch nicht zu der Zuschreibung verleiten, dass hier sich das wahre Gesicht des Islam zeige. Judenfeindliche, frauenfeindliche und schwulenfeindliche Bekenntnisse sind keine exklusive Besonderheit des Islams, und sind, wenn auch aktuell seltener, ebenfalls von Christen zu hören.

Neben diesen, vereinzelt negativen Erfahrungen habe ich vor allem gewinnbringende Begegnungen in Erinnerung. Der erste Gewinn liegt in der regelmäßigen Begegnung. Die Meinungsbildung gerade auch zum Islam geschieht heute vielfach durch mediale Vermittlung und nicht in der persönlichen Begegnung. Daher hatte ich in den vergangenen Jahren die Gelegenheit, medial verfestigte Bilder vom Islam zu überprüfen, zu revidieren aber auch bestätigt zu bekommen. Wichtigste Erkenntnis dabei ist eine ganz schlichte:

Den Islam als solchen gibt es nicht. Die Vielfalt, die wir aus dem Christentum kennen, findet sich genauso im Islam. Die Unterschiede zwischen einem anatolischen Aliviten und einem Schiiten iranischer Herkunft sind sehr groß, und die Differenzen innerhalb der Schiiten iranischer Herkunft sind ebenfalls gewaltig. Diese Differenzierungen werden in den Medien nur selten berücksichtigt.

Auf dem Titelbild des Magazins „Der Spiegel“ wird Mahmud Ahmadineschad schnell zu **dem** Repräsentanten der Muslime, was er für die meisten Muslime und gewiss auch für viele Schiiten nicht ist. Jeder Katholik würde sich wundern, wenn Präsident Bush als **der** Repräsentant des Christentums angesehen würde. Und so war auch ich erschrocken, als ich feststellte, dass die Jugendlichen im interreligiösen Dialog Präsident Bush und mich zusammen in die Ecke der Christen stellten und ich Mühe hatte zu betonen, dass Präsident Bush ganz und gar nicht für mich spricht.

Wer sich auf den Dialog der Religionen einlassen möchte, muss vor allem lernen zu differenzieren und versuchen, sich nicht von Etiketten und Pauschalisierungen blenden zu lassen. Daher ist der in vielen Debatten verwendete Begriff „Kampf der Kulturen“ irreführend. Der von dem US-amerikanischen Politologen Samuel Huntington 1993 geprägte Begriff zählt zur „rhetorischen Grundausstattung, wenn es darum geht, den gewaltsamen Aufbruch in vielen muslimischen Ländern auf den Nenner zu bringen.“⁴ Huntington versucht, nach dem Ende des Ost-West Konfliktes eine neue Konfliktlinie für die US-Außenpolitik zu formulieren und entdeckt diese vor allem zwischen dem Westen und dem Islam: „Das tiefere Problem ist der Islam, eine andere Kultur, deren Menschen von der Überlegenheit ihrer Kultur überzeugt und von der Unterlegenheit ihrer Macht besessen sind.“

³ Jusra Schroer, Christen und Muslime in Deutschland, www.kfhnw.de/zentrale/aktuelles/sp_auto_10847.php, 04.08.2007.

⁴ Stephan Goertz, Konstruierte Kulturkämpfe. In: Diakonia, 4/2006, 260.

Das Problem für den Islam sind nicht die CIA oder das US-amerikanische Verteidigungsministerium. Das Problem ist der Westen, ein anderer Kulturkreis, dessen Menschen von der Universalität ihrer Kultur überzeugt sind und glauben, dass ihre überlegene, wenngleich schwindende Macht ihnen die Verpflichtung auferlegt, diese Kultur über die ganze Erde zu verbreiten. Das sind die wesentlichen Ingredienzien, die den Konflikt zwischen dem Islam und dem Westen anheizen.⁵ Huntington selbst sieht sich als Mahner, der mit seiner Analyse versucht, den Zusammenprall der Kulturen entgegen zu wirken, und sich daher auch gegen den Irakkrieg ausspricht. Mit Hilfe seiner Terminologie werden jedoch alle Konflikte auf kulturelle Differenzen zurückgeführt.

So wurden sogar beim legendären Kopfstoß von Zinedine Zidane bei dem WM Finale 2006 kulturelle Erklärungsmuster angeführt. „Vor dem 9. Juli hat nie jemand nach seiner (Zinedine Zidanes) ethnischen oder religiösen Identität gefragt. Man wusste, dass er Franzose arabisch-algerischer Abstammung sei. Keiner fragte sich aber, ob er Araber oder Berber sei, und ob ihm sein muslimischer Glaube wichtig sei.“⁶ Nach dem Kopfstoß wurde genau diese Frage zum entscheidenden Detail und das mit einer Roten Karte geahndete Foul zum Bestandteil des Kampfs der Kulturen. An diesem Beispiel lässt sich nachzeichnen, dass es nicht um einen Konflikt zwischen dem Islam und dem Westen geht, aber mit Hilfe kulturell konstruierter Differenzen Konflikte von Extremisten provoziert werden. „Es sind vielmehr radikale bzw. extremistische Kräfte, die aktiv an ihrer Erfüllung arbeiten – und das auf beiden Seiten.“

Allerdings verläuft die Grenzlinie nicht primär, wie von Huntington und seinen Adepten postuliert, zwischen einer vermeintlich „christlichen“ und einer „islamischen“ oder einer „europäischen“ und „arabischen“ Seite. Zum Krieg geblasen wird vielmehr von den europäischen Rechtspopulisten und -radikalen auf der einen sowie den islamischen Fundamentalisten auf der anderen Seite. Diese Gruppen sehnen einen ‚Kampf‘, wenn nicht gar ‚Krieg der Kulturen‘ herbei – und streben zielgerichtet nach dessen Realisierung. Zu diesem Zweck instrumentalisieren sie auch und gerade die Religion, weil diese sich in besonderem Maße als Träger kultureller Differenz und Motor einer emotionalisierten Mobilisierung eignet.⁷

Um die Konstruktion von sich zwei gegenüberliegenden Blöcken nicht zu wiederholen, empfiehlt es sich, nicht von einem Dialog zwischen Islam und Christentum zu sprechen. „Die gängige Terminologie ‚Islam und Christentum‘ datiert eigentlich aus einer Zeit, in der Islam und Christentum im Diskurs ihre Dualität als Identitäten verdinglicht und festgelegt werden konnten.“⁸ Treffender ist es, von einer Begegnung zwischen Muslimen und Christen zu sprechen, berücksichtigt diese Formulierung doch die Individualität der Dialogbeteiligten.

Bei einem interreligiösen Dialog sitzen Menschen beieinander, die nicht auf die Identität Muslim bzw. Christen auszeichnen. Diese Beobachtung unterstreicht Amartya Sen, der 1998 den Nobelpreis für Ökonomie erhielt, in seinem Buch „Die Identitätsfalle“⁹, das er als Antwort auf das Klischee vom „Kampf der Kulturen“ verfasst hat. Amartya Sen verkörpert die Realität, dass „Identitäten entschieden plural“¹⁰ sind in seiner eigenen Biographie: Er ist u.a. Bürger Indiens, Bengale mit bangladeshischen Vorfahren, Professor in Harvard und Cambridge, Sanskritist, entschiedener Anhänger des Laizismus und der Demokratie... Mit großer Skepsis begegnet er der „zunehmend gebräuchlichen Anwendung der religiösen Identität als hauptsächlichem und gar einzigem Klassifikationsmerkmal“¹¹ und ist der Überzeugung, dass die „Aufteilung der Welt nach einem einzigem Kriterium weit mehr Unfrieden stiftet als das Uni-

⁵ Samuel Huntington, Kampf der Kulturen, Wien 1997⁶, 350.

⁶ Najem Wali, Eine Bombe von Kopfstoß, Süddeutsche Zeitung, 25. Juli 2006.

⁷ Albert Scharenberg, Politik der Provokation. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 3/2006, 263.

⁸ Jaques Waardenberg, Selbstsicht und Sicht des Anderen. In: Hansjörg Schmid u.a. (Hrsg), Identität durch Differenz, Regensburg 2007, 33

⁹ Amartya Sen, Die Identitätsfalle, Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt. München 2007

¹⁰ ebd., 34.

¹¹ ebd., 73.

versum der pluralen und mannigfaltigen Kategorien, welche die Welt prägen, in der wir leben.“¹²

Diese Hypothese erlebe ich als gewinnbringend für den interreligiösen Dialog. Ich nehme zwar als Katholik an diesem Dialog teil und werde auch als solcher wahrgenommen, doch bin ich nicht nur Katholik. So entdecke ich viele Gemeinsamkeiten mit, aber auch weitere Unterschiede zu den anderen Teilnehmern, und wenn es nur die Anhängerschaft zu einem Fußballclub ist.

Dialoge können vor allem dann gelingen, wenn die Bereitschaft zu Ich-Botschaften vorhanden ist. Gerade ein interreligiöser Dialog setzt ein ziemliches „Ausmaß an Personalisierung voraus. Die Frage ist weniger, wer Muslim und wer Christ ist, als was das Muslim- oder Christsein für den betreffenden Menschen bedeutet.“¹³ Daher zählt für mich der Austausch über die konkrete Realisierung des eigenen Glaubens zu den intensivsten Momenten bei den zurückliegenden Gesprächen. So z.B. eine Begegnung mit einem Austausch über das Gebet. An diesem Abend konnten wir voneinander erfahren, wie jeder, sei er Christ, sei er Muslim in seinem Leben das Gebet praktiziert, wie er versucht, zu Gott zu sprechen, mit welchen Worten, mit welchen Formen er dies tut. Auch hier wurden wieder Gemeinsamkeiten und Unterschiede sichtbar, aber erneut nicht nur entlang der Linie Christen - Muslime, sondern quer durch die Religionsgemeinschaften hindurch.

Immer wieder habe ich in den vergangenen Jahren erfahren können, dass der interreligiöse Dialog eine Bereicherung ist, auch für mich als Christen. Der im 1. Petrusbrief formulierte Auftrag, „stets bereit zu sein, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (1 Petr. 3, 15), fordert im Dialog mit Nichtchristen eine besondere Sprachfähigkeit. Außerhalb des vertrauten Systems Kirche und Gemeinde werden gewohnte Formeln auf ihre Floskelhaftigkeit hinterfragt. Im interreligiösen Dialog zu benennen, was es für mich als Christen bedeutet, an Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist zu glauben, heißt, dass ich mich einer herausfordernden Vergewisserung stelle.

Die Erfahrungen und Begegnungen der vergangenen Jahren haben mir gezeigt, dass der Dialog mit anderen Religionen keine Einbahnstraße ist, sondern eine „gegenseitige Bereicherung“¹⁴, so der „Päpstliche Rat für den interreligiösen Dialog“ und die „Kongregation für die Evangelisierung der Völker“ in ihrer Erklärung „Dialog und Verkündigung“ (DV). Zeugnis geben und Zeugnis empfangen verändert die Beteiligten am Dialog. Die Bereitschaft zur Veränderung ist integrativer Bestandteil des Dialoges: „Ohne ihre Identität zu verlieren, müssen Christen dazu bereit sein, von und durch andere Menschen die positiven Werte ihrer Traditionen kennen zu lernen und zu empfangen. Der Dialog kann sie dazu bewegen, verwurzelte Vorurteile aufzugeben, vorgefasste Meinungen zu revidieren und manchmal sogar einer Reinigung ihres Glaubensverständnisses zuzustimmen.“ (DV 49) Ohne diese Bereitschaft kann Dialog nicht gelingen und die Kongregation betont zusätzlich, dass „Selbstzufriedenheit und Mangel an Offenheit“ (DV 52) Haupthindernisse in der Begegnung mit Nicht-Christen sind.

Den „interreligiösen Dialog, der grundlegend für die Kirche ist“ (Papst Johannes Paul II DV 39) habe ich in den vergangenen Jahren konkret kennen lernen können. Er war und ist nicht immer einfach. Gerade dann, wenn der dialogische Charakter in den Hintergrund tritt und aus einer geschlossenen Grundhaltung falsch verstandene Verkündigung geschieht, immer dann wenn Teilnehmer ignorieren „daß die Wahrheit nicht einer Sache gleicht, die wir besitzen“ (DV 49), habe ich mich geärgert. Ich habe aber vor allem viel gelernt und erfahren, über die Menschen, die trotz aller unterschiedlicher Vorstellungen mit „uns den einen Gott anbeten“ (Lumen Gentium 16). Vor allem habe ich begriffen, dass es zum Dialog keine Alternative gibt. In Zeiten, in denen Religionen und Konfessionen versuchen, Identität durch Differenz und Abgrenzung zu gewinnen, droht der Blick auf das Verbindende und Gemeinsame verloren zu gehen.

¹² ebd, 9.

¹³ Jaques Waardenberg, a.a.O., 36.

¹⁴ Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog, Dialog und Verkündigung, Überlegungen und Orientierungen zum Interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi, 53, 1991.

Dazu zählt auch, sich gemeinsam den gesellschaftlichen Herausforderungen zu stellen, denn beim interreligiösen Dialog geht es nicht nur darum, uns besser zu verstehen. Es geht auch darum, „gemeinsam die Lösung der großen Probleme in Gesellschaft und Welt ebenso wie in der Erziehung zu Gerechtigkeit und Frieden anzugehen.“(DV 44)

Dieser Artikel erschien erstmals in:

Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück, 12/2007, S. 370-374.

DIE VERANSTALTUNG WURDE DURCHFÜHRT VON:



**Bundesarbeitsgemeinschaft
Katholische Jugendsozialarbeit**
Carl-Mosterts-Platz 1 • 40477 Düsseldorf
Fon +49-211 944 85-0
Internet: www.bagkjs.de
e-Mail: bagkjs@jugendsozialarbeit.de



**Katholische Fachhochschule NW,
Abt. Köln**
Wörthstraße 10 • 50668 Köln
Fon: +49 -221 7757 142
Internet: www.kfnw.de
e-Mail: i.borkenstein@kfnw.de



**Landesarbeitsgemeinschaft Katholische Jugend-
sozialarbeit Nordrhein Westfalen e.V. (LAG KJS NRW)**
Guerzenichstrasse 21 • D-50667 Köln
Fon: +49 -221 27 806 -120
Internet: www.jugendsozialarbeit.info
e-Mail: lag-kjs-nrw@jugendsozialarbeit.info



**Referat für Interreligiösen Dialog
im Erzbistum Köln**
Marzellenstr. 32 • 50668 Köln
Fon +49-221 1642 7200
Internet: www.erzbistum-koeln.de
e-Mail: refidi@erzbistum-koeln.de



**Türkisch-Islamische Union
der Anstalt für Religion e.V.**
Venloer Str. 160 • 50823 Köln
Fon +49-221 579 820
Internet: www.ditib.de
e-Mail: info@ditib.de



Diese Veranstaltung wurde gefördert durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds sowie durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

